# Die im Dritten Reich entrechteten und vertriebenen Mitglieder der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

BIOGRAPHISCHE PORTRÄTS

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Die im Dritten Reich entrechteten und vertriebenen
Mitglieder der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

# Die im Dritten Reich entrechteten und vertriebenen Mitglieder der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

BIOGRAPHISCHE PORTRÄTS

Herausgegeben von der
Heidelberger Akademie
der Wissenschaften

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über *http://dnb.d-nb.de* abrufbar.

Diese Publikation wurde finanziert vom Verein zur Förderung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften e.V.

ISBN 978-3-8253-5618-7

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2009 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Satz: Klaus Brecht GmbH, 69123 Heidelberg
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag-hd.de

# *Inhaltsverzeichnis*

Vorwort des Präsidenten
der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
(*Peter Graf Kielmansegg*) ..... VII

Einführung:
Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften
im Dritten Reich (*Eike Wolgast*) ..... IX

Biographische Porträts (*Sebastian Zwies*) ..... 1

GEORG BREDIG (1868–1944) ..... 3
FRIEDRICH BRIE (1880–1948) ..... 11
EDUARD FRAENKEL (1888–1970) ..... 17
STEFAN GOLDSCHMIDT (1889–1971) ..... 23
ERNST HOFFMANN (1880–1952) ..... 29
ERNST LEVY (1881–1968) ..... 35
HEINRICH LIEBMANN (1874–1939) ..... 41
OTTO MEYERHOF (1884–1951) ..... 47
FRITZ PRINGSHEIM (1882–1967) ..... 53
HERMANN RANKE (1878–1953) ..... 59
ARTUR ROSENTHAL (1887–1959) ..... 65
WILHELM SALOMON-CALVI (1868–1941) ..... 73
EUGEN TÄUBLER (1879–1953) ..... 79

Quellen- und Literaturverzeichnis ..... 85

Abbildungsverzeichnis ..... 89

# *Vorwort*

Dieser schmale Band hat unter den Publikationen, mit denen die Heidelberger Akademie der Wissenschaften anlässlich ihres hundertsten Geburtstages an die Öffentlichkeit tritt, eine besondere Aufgabe. Er soll an die Mitglieder der Akademie erinnern, die in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur aus rassischen oder politischen Gründen aus der Akademie förmlich ausgeschlossen oder – mit welchen Mitteln auch immer – aus ihr hinausgedrängt wurden. An einem solchen Zeichen der Erinnerung muss der Akademie umso mehr gelegen sein, als sie nach 1945 durchaus nicht in allen Fällen konsequent das getan hat, was an mindestens symbolischen Bemühungen, das geschehene Unrecht rückgängig zu machen, möglich und geboten gewesen wäre.

Das hat gewiss unterschiedliche Gründe gehabt, aber eben auch solche, die die Akademie sich zurechnen lassen muss. So soll diese Sammlung biographischer Skizzen zuerst und vor allem sagen: Unter allen Mitgliedern ihres ersten Jahrhunderts sind es diese, denen sich die Heidelberger Akademie der Wissenschaften in ihrem Geburtstagsjahr ganz besonders verbunden fühlt und die sie wenigstens in der Erinnerung zurückrufen möchte in ihren Kreis, und zwar mit ihrer ganzen wissenschaftlichen Biographie und Lebensleistung.

Indem die Akademie sich derer erinnert, zu denen sie nicht gestanden hat, als es darauf ankam, erinnert sie sich freilich auch ihres größten Versagens. Dieses Versagen ist Teil ihrer Geschichte. Es versteht sich von selbst, dass die Akademie auf die vergangenen hundert Jahre nicht zurückblicken kann, ohne auch und gerade die zwölf dunklen Jahre ins Auge zu fassen.

Sie tut es in diesem Band nicht nur implizit, indem sie die Lebensgeschichten der Ausgestoßenen und Verdrängten in Erinnerung ruft. Sie tut es auch explizit in dem kurzem einführenden Beitrag von Eike Wolgast, der in aller Kürze noch einmal sagt, was zum Thema „Die

Heidelberger Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Nationalsozialismus" zu sagen ist, und damit einen Teil des historischen Hintergrundes, vor dem die folgenden Lebensgeschichten zu lesen sind, skizziert. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass über die Heidelberger Akademie nichts Rühmlicheres zu berichten ist als über die anderen wissenschaftlichen Einrichtungen Deutschlands.

Das gilt auf andere Weise auch für die Nachkriegsjahre. Im Umgang mit denjenigen ihrer Mitglieder, die nach 1933 maßgeblich dafür verantwortlich gewesen waren, dass die Akademie sich von rassisch oder politisch verfemten Mitgliedern losgesagt hatte, hat sie sich eher nachsichtig gezeigt. Sie handelte auch in diesem Punkt so, wie es dem Zeitgeist, nun dem Zeitgeist im frühen Nachkriegsdeutschland, entsprach.

Es muss einen nicht überraschen, dass der Zeitgeist auch in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften vor wie nach 1945 wirkte, ohne auf große Widerstände zu stoßen. Aber es kann einen nachdenklich stimmen. Jedenfalls ist es nicht schwierig, die unter den Emigranten zu verstehen, die das Restitutionsangebot der Akademie zurückwiesen. So wie die Akademie dabei zu Werke ging, konnten die wenige Jahre zuvor Verstoßenen schwerlich den Eindruck gewinnen, die Akademie stelle sich ernsthaft ihrer jüngsten Vergangenheit. So ist diese Veröffentlichung auch als ein bescheidenes Stück nachholender Wiedergutmachung gemeint.

Ein Name ist über die hinaus, die im Inhaltsverzeichnis versammelt sind, besonders zu nennen: Ludwig Jost, Professor der Botanik an der Universität Heidelberg, war, soweit sich feststellen ließ, das einzige Akademiemitglied, das, ohne selbst bedrängt zu sein, aus Solidarität mit denen, die gezwungen wurden zu gehen, seine Mitgliedschaft niedergelegt hat. Seiner in diesem Zusammenhang in Hochachtung und Dankbarkeit zu gedenken, erscheint uns als angemessen.

Die biographischen Skizzen hat Herr Sebastian Zwies M.A. erarbeitet. Sie sind im Auftrag des Vorstandes von Mitgliedern der Philosophisch-historischen Klasse durchgesehen worden und werden nun der Öffentlichkeit überreicht.

Peter Graf Kielmansegg
Präsident der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

# *Einführung: Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Dritten Reich*

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Januar 1933 befanden sich die deutschen Akademien der Wissenschaften außerhalb des Interessenhorizonts der Staatspartei – im Gegensatz zu den Universitäten, die den Bestimmungen des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 unterworfen waren. Diesem Gesetz zufolge wurden alle Beamten „nichtarischer Abstammung" in den Ruhestand versetzt, wenn sie nicht bereits seit dem 1. August 1914 (Beginn des Ersten Weltkriegs) im Staatsdienst gestanden hatten oder im Weltkrieg an der Front für Deutschland oder für seine Verbündeten gekämpft hatten. Zudem konnten alle politisch unzuverlässigen Beamten aus dem Dienst entlassen werden. Universitätslehrer, die dem Berufsbeamtengesetz zum Opfer fielen, konnten jedoch zunächst unangefochten Mitglieder der Akademie bleiben, wenn sie nicht, wie in Heidelberg Eugen Täubler, der die Frontkämpferklausel nicht in Anspruch nahm und seinen Lehrstuhl aufgab, von sich aus auf die Mitgliedschaft in der Akademie verzichteten. An diesem Zustand änderten auch die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935, durch die die Schutzklauseln der alten Beamteneigenschaft und des Fronteinsatzes beseitigt wurden, nichts, und ebensowenig das Deutsche Beamtengesetz vom 26. Januar 1937, das die Entlassung von Beamten, die „nichtarisch versippt" waren, verfügte. Anders als für die Mitglieder sah es allerdings für die Mitarbeiter der Akademie aus. Auf sie wurde – ob durch staatliche Anordnung oder in beflissenem Gehorsam der Akademieleitung, ist unklar – das Berufsbeamtengesetz angewendet. Daher verlor der Privatdozent Raymond Klibansky, der mit dem Akademiemitglied Ernst Hoffmann die Werke des Nicolaus Cusanus herausgab, als Jude 1933 seine Stelle; er emigrierte nach England.

Edmund Husserl, außerordentliches Mitglied der Heidelberger Akademie, pries in seinem Dankschreiben für die Gratulation anlässlich seines 75. Geburtstags 1934 die Akademie noch als „Stätte der reinen Wissenschaft, der schöpferischen Arbeit an den überzeitlichen Ideen als Normen der Zeitlichkeit". In demselben Jahr beging aber die Philosophisch-historische Klasse den ersten Akt des politischen Opportunismus und der Selbstgleichschaltung, als sie den alten Kämpfer der NSDAP Eugen Fehrle zum Mitglied wählte. Sie ehrte damit keinen bedeutenden Wissenschaftler, sondern honorierte seine Stellung als Leiter der Hochschulabteilung im Karlsruher Ministerium und machte die modisch gewordene Disziplin Volkskunde, für die Fehrle gerade erst eine ordentliche Professur in Heidelberg erhalten hatte, akademiewürdig. Der Wahlvorschlag stammte von dem Germanisten Friedrich Panzer, der Fehrles politischen Einfluss für sein Projekt der Sammlung der deutschen Inschriften nutzen wollte. Drei angesehene Mitglieder der Klasse beteiligten sich – offenbar in stillem Protest – nicht an der Wahl, der Theologe Martin Dibelius, der Historiker Karl Hampe und der Jurist Ernst Levy. In der praktischen Akademiearbeit spielte Fehrle in der Folgezeit allerdings kaum eine Rolle.

Bei Zuwahlen in der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse wurden 1935 weitere Parteimitglieder gewählt, die allerdings traditionell akademiefähige Disziplinen vertraten: Astronomie (Heinrich Vogt), Geologie (Julius Wilser), Physiologie (Johann Daniel Achelis). Unter Führung von Achelis begann die Gruppe der NSDAP-Mitglieder, verstärkt durch Sympathisanten, den Kampf um die Entfernung der jüdischen Mitglieder aus der Akademie. Nach einem ersten Vorstoß im Dezember 1935 weigerten sich Fehrle, Achelis, Vogt und Wilser im Februar 1936, an einer Gesamtsitzung teilzunehmen, um dort nicht mit Juden zusammentreffen zu müssen. Da sich der Vortragende, der Pharmakologe Fritz Eichholtz, mit ihnen solidarisierte, obwohl er nicht Parteigenosse war, fiel die Sitzung aus. Der Konflikt zog sich über ein Jahr hin – der Boykott der Parteigenossen verhinderte die Abhaltung von Sitzungen der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse und der Jahresfeier 1937. Nachdem es nicht gelungen war, Otto Meyerhof (Physiologie), Artur Rosenthal (Mathematik) und Ernst Levy (Römisches Recht),

gegen die sich der Vorstoß der NSDAP-Fraktion richtete, zum Austritt zu veranlassen, versuchte Achelis Ende 1936, über eine Satzungsänderung die Bestimmungen des Reichsbürgergesetzes von 1935 und damit die arische Abstammung zum Kriterium der Mitgliedschaft in der Akademie zu machen. Er scheiterte aber zunächst an den anderen deutschen Akademien und an der – vorläufigen – Ablehnung durch das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Unterstützt wurden die Heidelberger Bemühungen dagegen durch eine Polemik im Organ der Heidelberger Studentenschaft „Der Heidelberger Student". Hier wurde im November 1936 eine anonyme, aber über die internen Vorgänge gut informierte Polemik gegen die Akademie publiziert, in der ihr „liberalistische" Gesinnung vorgeworfen wurde, verursacht durch „die restlose Verseuchung mit Juden". Das Blatt verlangte, dass die Akademie „am Neubau unserer Wissenschaft" mitzuarbeiten habe. „Dafür ist Voraussetzung: Säuberung der Akademie, Umorganisation und gleichzeitiger fester Einbau in die nationalsozialistische Hochschule." Ernst Krieck, einer der Hauptideologen der NSDAP und Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie an der Heidelberger Universität, attackierte im Januar-Heft seiner Zeitschrift „Volk im Werden" 1937 die deutschen Akademien pauschal und denunzierte sie als „versteinerte Denkmäler einer untergegangenen Zeit". Um sie für die neue Zeit zu rüsten, stellte er dieselben Forderungen wie die Studentenzeitung.

Der Konflikt in der Heidelberger Akademie eskalierte 1937. Bei der im Umlaufverfahren vorgenommenen Wahl von Achelis zum neuen Klassensekretär wurden Meyerhof und Rosenthal übergangen; als sie auch keine Benachrichtigung über die Verschiebung der Jahresfeier erhielten, protestierten sie gegen „die offenkundige Verletzung der Akademie-Satzungen" und traten aus der Akademie aus. Damit hatte Achelis sein Ziel erreicht: „Nichtarier im Sinne des Reichsbürgergesetzes" gab es unter den ordentlichen Mitgliedern der Akademie nun nicht mehr, nachdem Levy bereits 1936 in die USA emigriert war – er wurde seither als auswärtiges Mitglied geführt.

Als einziges Akademiemitglied solidarisierte sich der 72jährige Botaniker Ludwig Jost mit seinen beiden Kollegen und legte gleichfalls seine Mitgliedschaft nieder – anscheinend durch mündliche

Benachrichtigung, jedenfalls aber ohne ausdrücklichen Bezug auf den Rechtsbruch, denn der geschäftsführende Sekretär Achelis sprach ihm mit dem Ausdruck des Bedauerns über seinen Schritt den „besonderen Dank der Akademie" aus, was fraglos unterblieben wäre, hätte Jost seinen Austritt mit dem Vorgehen gegen Meyerhof und Rosenthal begründet. Erst im Nekrolog deckte der Akademiepräsident Dibelius 1947 das Motiv des Austritts von Jost auf: „Er trat einzig aus dem Grunde aus, daß er die Zusammensetzung der damaligen Akademie nicht mehr billigen konnte."

Die definitive Säuberung der deutschen Akademien der Wissenschaften zur Durchsetzung der rassistischen Ideologie nahm das Reichserziehungsministerium im Gefolge des Novemberpogroms 1938 vor, nachdem es schon zuvor das Recht, Zuwahlen zu bestätigen und gegebenenfalls Mitgliedschaften zu widerrufen, an sich gezogen hatte. In einem Schnellbrief vom 15. November 1938 an alle deutschen Akademien verlangte das Ministerium die Anwendung des Reichsbürgergesetzes auf die Mitglieder. Rassisch Missliebige sollten zum freiwilligen Austritt bewogen werden; anderenfalls behielt sich das Ministerium die Entziehung der Mitgliedschaft vor. Die Anordnung galt auch für korrespondierende Mitglieder. Der Mathematiker Heinrich Liebmann, seit 1935 als Professor zwangsemeritiert und nicht mehr in Heidelberg wohnhaft, trat daraufhin im Dezember 1938 aus der Akademie aus. Nachdem das Reichserziehungsministerium am 1. Februar 1939 erneut die sofortige Bereinigung des Mitgliederbestands gefordert hatte, verschickte Friedrich Panzer alsgeschäftsführender Sekretär am 17. März 1939 ein gedrucktes Rundschreiben an alle Mitglieder, dem zufolge sie erklären mussten, ob sie zu dem vom Ministerium genannten Personenkreis gehörten: „Juden, Mischlinge und Herren, die mit Jüdinnen oder Mischlingen ersten Grades verheiratet sind." Von der negativen Beantwortung der Frage wurde die weitere Mitgliedschaft abhängig gemacht.

Nach dieser Fragebogenaktion war der seit Anfang 1936 andauernde Konflikt über die Zusammensetzung der Mitgliedschaft in der Heidelberger Akademie beendet. Erstmals wurde seit dieser Zeit 1940 dann auch wieder ein Mitgliederverzeichnis veröffentlicht. Von 37 ordentlichen Mitgliedern (Stand 1933) waren sieben aus rassischen

Gründen vertrieben worden; dazu kam der Austritt Josts. Von 38 korrespondierenden (auswärtigen) Mitgliedern wurden durch die Anordnungen des Reichserziehungsministeriums fünf ihrer Rechte beraubt. Von den durch die rassischen Kriterien des Dritten Reichs gebrandmarkten ordentlichen Mitgliedern konnten sich zwei in der Akademie behaupten: Der Jurist Eberhard Freiherr von Künßberg war als Leiter des Deutschen Rechtswörterbuchs unentbehrlich, der Philosoph Ernst Hoffmann als Herausgeber der Werke des Nikolaus von Kues. Der klassische Philologe Otto Regenbogen, der 1937 als Heidelberger Professor zwangspensioniert worden war, blieb Mitglied der Akademie, wenngleich er sich aus eigenem Entschluß mehrere Jahre hindurch nicht an den Sitzungen beteiligte.

Das Dritte Reich griff auch in die Organisationsstrukturen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften ein. Seit 1936 bedurften die Sekretäre der Bestätigung durch das Reichserziehungsministerium; 1940 wurde, wie für die anderen Akademien, so auch für Heidelberg das Amt eines Präsidenten als „Führer" der Akademie geschaffen. Seit der Satzungsänderung von 1939 erstreckte sich für ordentliche Mitglieder das bisher auf Heidelberg beschränkte Einzugsgebiet auf ganz Baden, der bisher für badische Gelehrte geltende Status der außerordentlichen Mitgliedschaft entfiel, ebenso die Kategorie der auswärtigen (nichtbadischen) Mitglieder – beide Gruppen wurden in der neuen Rubrik der korrespondierenden Mitglieder zusammengefasst.

Die permanenten Finanznöte, die ihre wissenschaftlichen Aktivitäten einschränkten, begleiteten die Arbeit der Heidelberger Akademie auch während des Dritten Reiches. Dennoch konnte die Cusanus-Edition weitergeführt werden; als neues Vorhaben kam die Sammlung der „Deutschen Inschriften" (bis 1650) als Projekt, das von allen deutschen Akademien gemeinsam getragen wurde, hinzu. Beide Unternehmungen wurden als „reichswichtig" eingestuft.

Die Zuwahlen berücksichtigten seit den dreißiger Jahren auch praxisnahe Disziplinen sowie mit Carl Bosch und Carl Krauch Vertreter der Industrie. Unter politischem Aspekt war das Wahlverhalten uneindeutig. Neben ausgewiesenen Nationalsozialisten wurden auch ideologisch kaum exponierte und regimekritische Gelehrte (Willy Hellpach, Gustav Hölscher, Gerhard Ritter) gewählt. Wie groß

aber die mindestens formelle Belastung von Akademiemitgliedern durch Parteizugehörigkeit geworden war, lässt sich daraus ablesen, dass von 55 ordentlichen Mitgliedern (Stand April 1945) im Dezember 1946 nur 27 von der amerikanischen Militärregierung als Universitätslehrer bestätigt, mithin unbelastet waren. Für die übrigen ruhte die Mitgliedschaft in der Akademie. Vier ordentliche und zwei korrespondierende Mitglieder wurden stillschweigend aus dem Verzeichnis gestrichen (Eugen Fehrle, der Kunsthistoriker Hubert Schrade, der Psychiater Carl Schneider und der Mathematiker Udo Wegner; der Mathematiker Gustav Doetsch und der Althistoriker Fritz Schachermeyr). Andere Mitglieder traten nach günstigem Ausgang ihres Entnazifizierungsverfahrens wieder in ihre Rechte ein, formell neugewählt wurden 1952 Achelis und Vogt.

Von den vertriebenen Mitgliedern waren Bredig, Liebmann und Salomon-Calvi vor dem Ende des Dritten Reiches gestorben, Ranke und Jost (dieser posthum) sowie Brie wurden restituiert, ebenso die schon 1946 nach Deutschland zurückgekehrten Goldschmidt und Pringsheim. Die im Ausland lebenden Levy, Meyerhof und Rosenthal nahmen die Bitte der Akademieleitung, sie als korrespondierende Mitglieder führen zu dürfen, 1947 positiv auf, während Fraenkel und Täubler eine erneute Bindung an die Heidelberger Akademie ablehnten.

Den Verlust, den die Heidelberger Akademie durch die Vertreibungen während des Dritten Reiches erlitten hatte, formulierte der Mediziner Carl Oehme als Präsident 1952 in seinem Nachruf auf Meyerhof. Sein Tod „brachte uns ... noch und wieder einmal das ganze schuldhafte Verhängnis der jüngsten deutschen Vergangenheit vor Augen, das so viel auch an geistiger Verarmung nach sich zog".

Eike Wolgast

*Biographische Porträts*

Sebastian Zwies

Georg Bredig (1868–1944)

Georg Bredig wurde am 1. Oktober 1868 in Glogau/Schlesien als Sohn jüdischer Eltern geboren, des Kaufmanns Max Bredig und der Ernestine Bredig, geb. Troplowitz. Er selbst trat später zum evangelischen Bekenntnis über. In Glogau besuchte Bredig das humanistische Gymnasium, an dem er 1886 die Reifeprüfung ablegte. Danach studierte er an den Universitäten Freiburg und Berlin Chemie. In Berlin war sein Lehrer besonders Wilhelm Will (1854–1919), der ihn in das damals relativ neue Forschungsfeld der Physikalischen Chemie einführte, z.B. in Molekulargewichtsbestimmungen und den Versuch der Verifikation des Massenwirkungsgesetzes. Georg Bredig setzte anschließend sein Studium am Leipziger Institut von Wilhelm Ostwald fort, der zusammen mit Svante Arrhenius und Jacobus Hendricus van't Hoff zu den Pionieren auf diesem Gebiet gehörte; 1909 erhielt Ostwald für seine Arbeiten zur Katalyse den Nobelpreis für Chemie. Aus seiner Schule gingen zahlreiche bedeutende Chemiker hervor, neben Bredig etwa Ernst Beckmann, Max Bodenstein und Walther Nernst. Bei Ostwald wurde Georg Bredig 1894 kumulativ mit zwei Arbeiten („Beiträge zur Stöchiometrie der Ionenbeweglichkeit"; „Über die Affinitätsgröße der Basen") promoviert.

Nach seiner Promotion suchte Bredig andere Forscher und ihre Laboratorien auf, so den bekannten französischen Chemiker und zeitweiligen französischen Außenminister Marcelin Berthelot in Paris, van't Hoff in Amsterdam und Arrhenius in Stockholm. In Amsterdam begründete er auch eine dauerhafte Freundschaft mit dem Niederländer Ernst Cohen, der später Professor für Chemie in Utrecht war und 1944 in Auschwitz ermordet wurde. 1895 kehrte Bredig als Privatassistent Ostwalds nach Leipzig zurück, wo ihm 1898 die Darstellung kolloidaler Metallösungen, vor allem von Platin, mittels elektrischer Zerstäubung im Lichtbogen gelang („Ueber Zerstäubung von Metallkathoden bei der Elektrolyse mit Gleichstrom"). Den Forschungsbericht verfasste er zusammen mit seinem Altersgenossen, dem späteren Nobelpreisträger für Chemie Fritz Haber, der gerade an der Technischen Hochschule Karlsruhe zum außerordentlichen Professor für Technische Chemie ernannt worden war. 1901 habilitierte er sich mit einer vorläufigen Summe seiner Arbeiten zur Kolloidchemie und zur katalytischen Forschung in Leipzig („Anorganische Fermente. Darstellung kolloidaler Metalle auf elektrischem

Wege und Untersuchung ihrer katalytischen Eigenschaften"). In das gleiche Jahr fiel auch die Heirat mit Rosa Fraenkel (1877–1933), die wie er selbst aus Schlesien stammte. Aus der Ehe gingen zwei Kinder, Max Albert (1902) und Marianne (1903) hervor.

Den jungen Privatdozenten erreichte noch im selben Jahr ein Ruf der Ruperto-Carola auf eine etatmäßige außerordentliche Professur für Physikalische Chemie, die nach dem Weggang Heinrich Goldschmidts neu zu besetzen war. Zugleich wurde er Abteilungsleiter am Chemischen Institut unter dem Direktorat von Theodor Curtius. Das relativ neue Gebiet, das er vertrat, zog rasch viele junge Forscher aus der ganzen Welt an. Einer der bedeutendsten Schüler Georg Bredigs in Heidelberg war Kasimir Fajans (1887–1975), ein in Warschau geborener Russe. Fajans wechselte zusammen mit seinem Lehrer später nach Karlsruhe, wurde 1917 auf ein Extraordinariat in München berufen und musste wie dieser nach 1933 Deutschland verlassen. Andere Schüler Bredigs stammten neben Deutschland u.a. aus Estland, Polen, Russland, den USA, Kanada und Neuseeland. Die größte Leistung in der Heidelberger Zeit dürfte die Entdeckung der asymmetrischen Synthese mittels Katalyse gewesen sein. Sie erweiterte entscheidend die von van`t Hoff in der organischen Chemie begründete Stereochemie, weil nun erstmals die isolierte Darstellung von Stereoformen gelang. Bredig begann darüber hinaus das erfolgreiche „Handbuch der physikalischen Chemie" herauszugeben, von dem zwischen 1905 und 1927 insgesamt vierzehn Bände erschienen.

1910 erhielt er, der sich in den letzten Jahren seiner Heidelberger Zeit in seinem Fach zunehmend isoliert und abhängig von den Ordinarien gefühlt und auch mit gesundheitlichen Problemen gekämpft hatte, einen Ruf auf eine ordentliche Professur an der ETH (dem damaligen Polytechnikum) Zürich. Bereits ein Jahr später nahm er einen Ruf an die Technische Hochschule in Karlsruhe an und wurde dort Nachfolger von Fritz Haber, der als Direktor des neu gegründeten Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie und Elektrochemie nach Berlin berufen worden war. In Karlsruhe führte Bredig seine in Heidelberg und Zürich begonnenen Forschungen als Institutsleiter des Labors für Physikalische Chemie und Elektrochemie weiter, jedoch ungleich belasteter in Lehre und Administration. 1914 wurde er für seine wissenschaftlichen Verdienste mit dem

1. Preis des „Internationalen Congress Solvay" ausgezeichnet und erhielt das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen aus der Hand des badischen Großherzogs. Bedingt durch die Abwesenheit vieler junger Wissenschaftler nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges kamen jedoch bald viele Forschungsaktivitäten zum Erliegen. Die Nachkriegszeit brachte neben der Auszeichnung durch ein Ehrendoktorat der Universität Rostock 1919 nochmals erhöhte Arbeitsanforderungen für Bredig, so durch die Übernahme des Rektorats 1922/23. In seiner Rektoratsrede („Denkmethoden der Chemie") bekannte er sich zur modernen Methoden der chemischen Forschung ebenso wie zum Pazifismus und forderte angesichts der Kriegszerstörungen die „Vereinigten Staaten von Europa". Damit vertrat er in der nationalistisch aufgeheizten Situation nach dem Ersten Weltkrieg eine wenig gelittene liberaldemokratische Haltung; zudem war er Mitglied in der Deutschen Staatspartei (der Nachfolgerin der Deutschen Demokratischen Partei). Bredig sah auch sehr klar den in den Studentenschaft aufkeimenden Antisemitismus. So lehnte er als Rektor die Vergabe eines Hörsaals für eine rechtsradikale Veranstaltung ab; dass er dabei den Redner als „nationalsozialistischen Agitator übelster Art" bezeichnet hatte, trug ihm nicht nur eine Beleidigungsklage ein, sondern auch den diffamierenden Hinweis „Bredig ist Jude" in der Süddeutschen Zeitung vom 12.12.1924.

Zugleich stieg Georg Bredigs Reputation vor 1933 noch einmal. 1924 wurde als er als außerordentliches Mitglied in die Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Der Antrag für seine Aufnahme ging von dem Heidelberger Physiologen Albrecht Kossel aus. 1929 berief in die Akademie der Wissenschaften der UdSSR, 1930 die Bayerische Akademie der Wissenschaften zu ihrem korrespondierenden Mitglied. Im selben Jahr erhielt er auch ein Ehrendoktorat der ETH in Zürich.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde vom badischen Ministerium des Kultus und Unterrichts am 8.4.1933, ungeachtet der Bestimmungen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" die Beurlaubung von Bredig vorläufig ausgesetzt, da drei der vier Karlsruher Chemiker jüdischer Abstammung waren (neben Bredig auch Stefan Goldschmidt und Paul Askenasy).

Die öffentlichen Anfeindungen und Denunziationen aus der Studenten- und Kollegenschaft trafen aber besonders Bredig, so etwa in der Ankündigung eines seiner Mitarbeiter gegenüber dem Ministerium, „endlich einmal mit der Verflachung, Internationalisierung und Verjüdelung an unseren deutschen Hochschulen restlos Schluß zu machen." Als nächster persönlicher Schicksalsschlag traf ihn der unerwartet frühe Tod seiner Ehefrau. Zum 1.10.1933 – seinem 65. Geburtstag – beantragte er dann aus eigenem Entschluß seine Emeritierung, der auch stattgegeben wurde. Bis zum Entzug der Lehrbefugnis 1936 blieb er berechtigt, weiter Vorlesungen zu halten. Bis dahin hatte er sich aber einem von verschiedenen Denunziationen herrührenden Ermittlungsverfahren auszusetzen, bei dem überdies der Verleumdungsprozeß von 1924 nochmals ins Feld geführt wurde. Man nötigte ihm in der Vernehmung ein politisches Bekenntnis ab, in dem Georg Bredig durchaus seine Kritik an den neuen Verhältnissen zum Ausdruck brachte: „...dass ich also national fühle, wenn ich auch begreiflicherweise nicht allen Sätzen der NSDAP zustimmen kann, nämlich insbesondere nicht der Aberkennung der Gleichberechtigung und auch nicht der Entdeutschung der deutschen Nichtarier."

1937 emigrierte Bredigs Sohn Max, der ebenfalls Chemiker war, durch Vermittlung von Kasimir Fajans in die USA. Georg Bredig selbst lebte, gesellschaftlich ausgestoßen und zunehmend isoliert, in seiner Karlsruher Wohnung. 1938 produzierte er im Selbstverlag, später in wenigen Exemplaren an die ihm verbliebenen Vertrauenspersonen verschickt, seine Autobiographie („Seinen Freunden zur Erinnerung"). Während der „Reichspogromnacht" vom 9./10.11.1938 wurde er verhaftet; das Kreditinstitut seines Schwiegersohns Viktor Homburger verwüstete man. Erschüttert schilderte der Heidelberger Chemiker und Akademiekollege Karl Freudenberg, der den ohnehin gesundheitlich stark angeschlagenen Georg Bredig nach diesen Ereignissen noch einmal aufgesucht hatte, in einem Brief aus der Nachkriegszeit dessen Demütigungen, etwa, „daß er am Tage nach der Kristallnacht fortgeführt worden sei und einen ganzen Tag im kalten Hof habe stehen müssen, bis man ihn freigelassen habe". Zusammen mit Viktor Homburger und seiner Tochter Marianne verließ Georg Bredig 1939 Deutschland; sie gelangten zunächst nach

Utrecht, wo ihnen Ernst Cohen Hilfe anbot. Kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Niederlande gelangte die Familie 1940 weiter zu Max Bredig nach New York.

Wie die anderen „Mischlinge und jüdisch Versippten" ist auch Georg Bredig 1939 aus rassischen Gründen aus der Liste der korrespondierenden Akademieangehörigen gestrichen worden. Zuvor legte man ihm nahe, aus eigener Entscheidung seine Mitgliedschaft in der Gelehrtengesellschaft niederzulegen; er lehnte es jedoch ab, der Akademie diesen Entschluß abzunehmen. Sein Antwortschreiben enthielt nur einen grußlosen Satz: „Wenn Sie es für richtig halten, mich als Juden Deutscher Staatsangehörigkeit aus der Liste ihrer Mitglieder zu streichen, so überlasse ich es Ihnen, dass Notwendige zu tun." Die Akademie, die dann das Entsprechende tat, hat sich des bedeutenden Chemikers, der am 24. April 1944 in New York im Kreise seiner Familie starb, nie wieder erinnert.

FRIEDRICH BRIE (1880–1948)

Daniel Wilhelm Friedrich Brie war das Kind einer Gelehrtenfamilie, er wurde am 21.11.1880 in Breslau geboren. Sein Vater Siegfried Brie, verheiratet mit Sophie Schenkel, war Professor für Staats- und Kirchenrecht an den Universitäten Heidelberg, Rostock und Breslau. Die Großeltern Friedrich Bries väterlicherseits waren vom mosaischen zum evangelischen Bekenntnis übergetreten; der Großvater mütterlicherseits, Daniel Schenkel (1813–1885), war Professor für Theologie und Philosophie in Heidelberg gewesen. Sophie Brie verstarb früh und hinterließ ihrem Mann insgesamt vier Kinder. Siegfried Brie heiratete 1889 erneut, diesmal Emma Karsten, die Tochter des Kieler Physikprofessors Gustav Karsten. Friedrich Brie verbrachte seine Schulzeit überwiegend in Berlin, wo er 1899 am St. Johannes-Gymnasium die Hochschulreife erlangte. Anschließend nahm er ein Studium der Germanistik und der Neuphilologie an der Universität Heidelberg auf, später wechselte er an die Universitäten Berlin und Breslau. In Heidelberg hörte er besonders bei Johannes Hoops. Bei Gregor Sarrazin in Berlin wurde er 1902 über „Die englischen Ausgaben des Eulenspiegel und ihre Stellung in der Geschichte des Volksbuches" promoviert (die Arbeit erschien ein Jahr später in erweiterter Form als Band 27 der „Palaestra"-Reihe). Schon zu Studienzeiten, aber auch während seiner Tätigkeit als Gymnasiallehrer für Englisch, Deutsch und Philosophische Propädeutik im Anschluß an die Promotion hat er sich zu Studienzwecken in England aufgehalten.

An der Universität Marburg habilitierte sich Brie 1905 bei Wilhelm Viëtor mit der Arbeit „Geschichte und Quellen der mittelenglischen Prosachronik 'The Brute of England' oder 'The Chronicles of England'". In Marburg heiratete er 1907 die Opernsängerin Käthe Erdmann. Käthe Erdmanns Vater, Benno Erdmann, war Professor für Philosophie in Breslau und Bonn. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, von denen jedoch die beiden Jungen schon in frühen Jahren starben. Nach einer Lehrstuhlvertretung an der Universität Münster wurde Brie 1910 als etatmäßiger außerordentlicher Professor für englische Sprache und Literatur an die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg berufen; 1913 wurde er ordentlicher Professor für dieses Fach. Am Ersten Weltkrieg nahm Brie als Ersatzreservist teil, danach vertrat er bis Kriegsende Lehrstühle in Basel und Straßburg, an die

er auch Rufe erhielt, aber nicht wahrnahm. Bis 1924 lehnte er weitere Rufe nach Köln und nach Hamburg als Direktor des dortigen Seminars für englische Sprache und Kultur ab.

Zum Studienjahr 1927/28 wurde Friedrich Brie, der sich Stadt und Universität Freiburg sehr verbunden fühlte, zum Rektor der Albert-Ludwigs-Universität gewählt. Seine Rede anlässlich der Amtsübernahme stand unter dem Titel „Der Einfluß der Lehren Darwins auf den britischen Imperialismus". Zu „Imperialistischen Strömungen in der englischen Literatur" hatte Brie bereits 1916 eine Monographie verfasst. Daß Friedrich Brie sich epochenübergreifend mit der englischen Literatur beschäftigte, stellte seine Studie über die „Englische Rokokoepik" unter Beweis, die im Jahr seines Rektorats erschien. Als Rektor und Delegierter der Badischen Regierung folgte er 1927 einer Einladung zur Hundertjahrfeier des University College in London. Dreimal – 1922, 1931 und in der schwierigen Phase unmittelbar nach dem Krieg 1945/46 – versah Friedrich Brie zudem das Dekanat der Philosophischen Fakultät. Bei dem von seinen Studenten außerordentlich geschätzten Hochschullehrer entstanden bis 1938 achtzig Dissertationen, dazu mehrere Habilitationsschriften, u.a. seiner Schüler Reinald Hoops und Walther F. Schirmer.

Im Frühjahr 1933 wurde Friedrich Brie zum außerordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse gewählt, „deren Wirken auf wissenschaftlichem Gebiete er seit vielen Jahren mit Interesse verfolgt habe", wie er in seinem Dankschreiben an den Sekretär der Klasse, Otto Regenbogen, mitteilte. Neben Brie wurden auch der Archäologe Hans Dragendorff und der Germanist Friedrich Wilhelm aus Freiburg in die Klasse aufgenommen. Auf Vorschlag Carl Bezolds war schon 1920 eine Untersuchung Bries in den Sitzungsberichten der Akademie erschienen („Exotismus der Sinne. Eine Studie zur Psychologie der Romantik").

Die Bestimmungen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933 betrafen auch Friedrich Brie, galt er doch gemäß dem „Arierparagraphen" als „Halbjude". Seine Beurlaubung vom Hochschuldienst wurde aber sogleich wieder rückgängig gemacht; mit Rücksicht auf die Frontkämpferklausel, und weil er bereits vor 1914 im Beamtenverhältnis gestanden hatte, beließ man ihn vorerst in seinem Amt. Aus den universitären Prüfungskom-

missionen wurde er jedoch ausgeschlossen. Zusammen mit dem Musikwissenschaftler Willibald Gurlitt wandte er sich 1934 in einem Schreiben an das Philosophische Dekanat erfolglos gegen diese Diskriminierung. Brie, der bis 1933 Anhänger der nationalliberalen Deutschen Volkspartei gewesen war, wurde von staatlichen Stellen überwacht. Seinen Töchtern wurde die Zulassung zu Staatsprüfungen verweigert.

Friedrich Brie hatte jedoch weiter die Möglichkeit, zu forschen und zu reisen. Auf Reisen nach Schottland und England 1934/35 vollendete er sein Buch über die dortige Regionalliteratur („Die nationale Literatur Schottlands. Von den Anfängen bis zur Renaissance", erschienen München 1937). Im Laufe des Jahres 1937 verschärfte sich der Druck auf Brie und die wenigen anderen verbliebenen „jüdischstämmigen" Freiburger Professoren, darunter auch den Ökonomen Werner Eucken. Gegen Brie brachte der Reichsamtsleiter vor: „Er ist Judenstämmling. Mit Rücksicht auf die ihm unterstellten englischen Lektoren Reinald Hoops und John Arnold Humphreys dürfte dieser Zustand im Dritten Reich nicht mehr tragbar sein." Auch die Hinweise auf Bries internationales Renommee fruchteten nicht, man stufte sein Ordinariat Ende 1937 zu einem Extraordinariat herunter und entband ihn von seinen amtlichen Verpflichtungen. Friedrich Brie vertrat fortan sich selbst und die weitgehend verwaiste Freiburger Anglistik bis zum Ende des Krieges. In seinem Haus hielt er, nun weitgehend isoliert, für interessierte Studenten Privatseminare ab. Trotzdem konnte er 1938 nochmals die Genehmigung für eine Englandreise erwirken, wo seine Arbeit – wie schon bei früheren Aufenthalten – großzügig durch seinen früheren Amerikanistik-Lektor Matthew Taylor Mellon unterstützt wurde, einen Neffen des früheren US-Finanzministers Andrew W. Mellon (1855–1937). Matthew T. Mellon wurde später zum Oberhaupt der schwerreichen, durch intensives Mäzenatentum hervortretenden Industriellendynastie der Familien Carnegie und Mellon. Nach der Reichspogromnacht geriet Brie noch einmal in schwerste Bedrängnis, als man ihn in Freiburg aus der Straßenbahn heraus verhaftete und ins Konzentrationslager Dachau verschleppte. Durch Bemühungen Freiburger Freunde beim badischen Kultusministerium, darunter vermutlich auch Gerhard Ritter und Martin Heidegger, kam er nach drei Tagen

wieder frei. Bis zum Kriegsende blieb Friedrich Brie dann zusammen mit seiner Familie in Freiburg.

In der Heidelberger Akademie der Wissenschaften wurde Friedrich Brie 1938 und 1939 zusammen mit anderen Mitgliedern, darunter den Freiburgern Eduard Fraenkel und Fritz Pringsheim, intern unter rassischen Gesichtspunkten überprüft. Die Klassensekretäre Friedrich Panzer und Johann Daniel Achelis kamen damit bereitwillig einer Anordnung des Reichserziehungsministeriums nach, die Existenz verbliebener „Juden, Mischlinge und jüdisch Versippter" gemäß den Bestimmungen des Reichsbürgergesetzes festzustellen. Die Liste wurde an das badische Kultusministerium weitergeleitet und den betroffenen Mitgliedern der Austritt aus der Akademie nahe gelegt. Friedrich Brie hat auf dieses Ansinnen der Akademie, wie dann auch auf seinen Ausschluß aus der Gelehrtengesellschaft 1939 nicht reagiert. Auf der ein Jahr später gedruckten revidierten Mitgliederliste fehlte sein Name. Ganz ähnlich verfuhr in derselben Zeit die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft mit ihrem Mitglied Friedrich Brie, trotz Bemühungen ihres Vorsitzenden Werner Deetjen, jüdische Gelehrte in ihren Reihen zu halten. Brie trat, das Beispiel der Heidelberger Akademie vor Augen, freiwillig aus der Gesellschaft aus.

Nach Kriegsende kehrte Friedrich Brie schon zum 1. August 1945 in die Dienste der Freiburger Universität zurück und übernahm zeitgleich auch den Vorsitz der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. In Freiburg hatte er als Dekan entscheidenden Anteil am Wiederaufbau der Philologischen Fakultät. Der im Jahre 1947 geäußerten Bitte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, in ihre Reihen zurückzukehren, hat er ohne Zögern entsprochen. Noch nach seiner Emeritierung wirkte Brie weiter als Lehrer an der Albert-Ludwigs-Universität. Am 12. September 1948 erlag Friedrich Brie in Freiburg einem Schlaganfall.

Eduard Fraenkel (1888–1970)

Eduard Fraenkel, der nach England emigrierte Freiburger Latinist, beantwortete die Anfrage der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, ob er wieder in seinen alten Status als korrespondierendes Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse eintreten wolle, empört und in der dritten Person: „Eduard Fraenkel erwidert auf das Schreiben vom 22. Februar 1947, daß, nach der Art, wie die Heidelberger Akademie der Wissenschaften seine Angelegenheit nicht nur damals, sondern auch jetzt noch behandelt hat, er nicht den Wunsch hat, noch einmal zu dieser Akademie in Beziehung zu treten." Zugleich betonte der Zusatz unter seiner Unterschrift „Auswärtiges Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften", dass diese Akademie sich anders verhalten hatte als die Heidelberger, die nur ein formales, aber kein mit einer Entschuldigung für das Geschehene verbundenes Schreiben an ihn gerichtet hatte.

Eduard David Mortier Fraenkel kam als Kind jüdischer Eltern am 17. März 1888 in Berlin zur Welt. Die Familie war wohlhabend; sein Vater war Weinhändler, seine Mutter stammte aus der Verlegerfamilie Mortier. Als Schüler besuchte er von 1897 bis 1906 das Askanische Gymnasium in Berlin, wo er eine profunde humanistische Schulbildung erhielt, besonders im Lateinischen und Griechischen. Als Zehnjähriger musste er eine schwere Osteomyelitis überstehen, die seinen linken Arm befallen hatte. Von dieser Erkrankung blieb eine Deformation der linken Hand zurück, die ihn lebenslang behinderte. Nach dem Abitur nahm er zunächst ein Jurastudium an der Berliner Universität auf, wechselte aber bald über zur Klassischen Philologie. Hier wurde Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff sein Lehrer. Ein Weggefährte der Berliner Tage war sein Altersgenosse Hermann Fränkel, ein Sohn Max Fränkels, Mitherausgeber des „Corpus Inscriptionum Graecarum". Hermann Fränkel, Jude wie Eduard Fraenkel, war später kurzzeitig außerplanmäßiger Professor für Gräzistik in Göttingen, nach seiner Vertreibung aus Deutschland 1935 ordentlicher Professor an der Universität von Stanford in Kalifornien. Er war seit 1915 verheiratet mit Lilli Fraenkel, der Schwester Eduards.

Eduard Fraenkel beendete seine Studienzeit in Göttingen 1912 mit der Promotion bei Friedrich Leo. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Thesaurus Linguae Latinae an der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München

habilitierte er sich 1917 in Berlin, hier wieder bei Wilamowitz-Moellendorff, mit Untersuchungen zur Originalität der plautinischen Partien in dessen Gedichten. Diese Schrift machte Fraenkel weithin bekannt und wurde auch im Ausland rezipiert. Am Ersten Weltkrieg musste Eduard Fraenkel wegen seiner körperlichen Behinderung nicht teilnehmen; gleichwohl bemühte er sich vergebens um eine Verwendung wenigstens im Sanitätsdienst. Bedingt durch die zahlreichen Ausfälle von Lehrkräften wirkte er von 1916 bis 1918 im Berliner Schuldienst. An der Berliner Universität wurde er schließlich 1920 zum außerplanmäßigen Professor für Klassische Philologie ernannt.

1923 folgte Eduard Fraenkel dem Ruf auf sein erstes Ordinariat an die Kieler Universität, fünf Jahre später wurde er Nachfolger von Richard Reitzenstein – der zuvor Fraenkels Lehrer Friedrich Leo beerbt hatte – auf dem Göttinger Lehrstuhl für Klassische Philologie. Reitzenstein schlug Fraenkel auch zur Wahl zum ordentlichen Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften vor, der er als ihr Delegierter in der Thesaurus-Kommission diente; bis 1933 nahm er dieses Amt dann später für die Heidelberger Akademie der Wissenschaften wahr. Seit 1931 trat er in den Korrespondierendenstatus bei der Göttinger Akademie über, nachdem er einem Ruf an die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg gefolgt war. In dieser Zeit entstanden weitere Arbeiten zur römischen Geschichte und ihrer Dichtkunst („Die Stelle des Römertums in der humanistischen Bildung", Berlin 1926; „Iktus und Akzent im lateinischen Sprechvers", ibid. 1928; „Gedanken zu einer deutschen Vergilfeier", ibid. 1930).

Zusammen mit anderen Freiburger Ordinarien, darunter Fritz Pringsheim, Walther Kolbe und Wolfgang Schadewaldt, wurde Eduard Fraenkel am 9. Juli 1932 in die Philosophisch-historische Klasse der Heidelberger Akademie zugewählt. In einem Dankschreiben erlaubte er sich, „sagen zu dürfen, daß ich die Zugehörigkeit zu Ihrer Körperschaft als hohe Ehre auffasse". 1933 erschien eine Studie über „Das Pindargedicht des Horaz" in den Sitzungsberichten der Akademie.

Die Ausnahmebestimmungen des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933 fanden auf Fraenkel keine Anwendung, da er weder Weltkriegsteilnehmer noch vor

1914 verbeamtet gewesen war. Gleichwohl verwandte sich der Rektor der Universität Freiburg, der Philosoph Martin Heidegger, beim Karlsruher Kultusministerium für Fraenkel. Er betonte dessen untadelige politische Einstellung, seine Tatkraft als Forscher und Lehrer und seine weit über die Landesgrenzen hinausreichende Reputation als „Hauptvertreter der deutschen Altertumswissenschaft, namentlich in Italien, Holland, Schweden, England und den Vereinigten Staaten". Doch fruchtete dies nichts; Heidegger musste Fraenkel auf ministerielle Weisung hin zum Ende des Jahres 1933 seines Amtes entheben. Als sein Nachfolger kam aus Heidelberg der linientreue Hans Oppermann. Eduard Fraenkel emigrierte mit seiner Familie nach Großbritannien, wo ihm sein hervorragender wissenschaftlicher Ruf zugute kam, berief man ihn doch 1934 als Fellow auf das Ordinariat für Latinistik am renommierten Corpus Christi College der Universität Oxford in der Nachfolge von A.C. Clark. Dort hielt er 1935 seine Antrittsrede unter dem Titel „Rome and Greek Culture". Im Gegensatz zu vielen anderen Emigrierten, die im Ausland oft mit unzureichenden Stellen zurechtkommen mussten, sich in den andersartigen akademischen Systemen oft schwer taten und nur geringe wissenschaftliche Wirkung erzielen konnten, vermochte der wegen seiner preußischen Disziplinierthеit und fachlichen Strenge in Oxford bald gleichermaßen geachtete wie gefürchtete Fraenkel in seinen Seminaren besonders die angloamerikanische altphilologische Forschung entscheidend zu befruchten: „Eduard Fraenkel`s arrival in Oxford injected a powerful shot of continental learning into our discipline. Few of the eminent émigré European scholars who settled in Britain can have contributed so much or exercised so lasting an influence".

Innerhalb der Heidelberger Akademie der Wissenschaften kamen für Eduard Fraenkel als korrespondierendes Mitglied – 1936 wurde er noch als Auswärtiger in Oxford in den Listen geführt – die Bestimmungen des Reichsbürgergesetzes zur Anwendung, um rassisch Missliebige zum Austritt zu bewegen. So erschien Fraenkel auf der am 9. Dezember 1938 an das badische Kultusministerium weitergeleiten Liste von „Juden, Mischlingen und jüdisch Versippten". Wie bei Ernst Levy, der sich bereits in den Vereinigten Staaten aufhielt, wurde zudem Fraenkels deutsche Staatsangehörigkeit in Zweifel

gezogen. Zunächst legte man ihm nahe, freiwillig aus der Akademie auszuscheiden, worauf er jedoch nicht einging. Auf erneuten Druck des Reichserziehungsministeriums wurde dann 1939 sein Name aus der Mitgliederliste gestrichen.

Bis zu seiner Emeritierung 1951 hatte er seinen Oxforder Lehrstuhl inne und kehrte nur noch sporadisch in seine Heimat zurück. Gelegentlich nahm er in Deutschland und in Italien Gastprofessuren wahr; der Sezione di Scienze Storiche, Filologiche e Filosofiche der Akademie der Wissenschaften in Bologna gehörte er seit Mitte der fünfziger Jahre als auswärtiges korrespondierendes Mitglied an – ironischerweise neben Eugen Fehrle! In Oxford legte er in den fünfziger und sechziger Jahren nochmals ein beeindruckendes Œuvre vor: So entstanden ein Kommentar zu Aischylos' Agamemnon (Oxford 1950; in deutscher Übersetzung erschienen 1957) und zu Horaz (erschienen Oxford 1957, deutsch 1960). In den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erschienen gleich mehrere Studien („Die sieben Redenpaare im Thebanerdrama des Aeschylus", 1957; „Zu den Phoenissen des Euripides" 1963; „Noch einmal Kolon und Satz", 1965). Das Corpus Christi College gestattete ihm, auch nach seiner Emeritierung seine überaus populären Seminare abzuhalten. Am 5. Februar 1970 wählte Eduard Fraenkel, der den Tod seiner kurz zuvor verstorbenen Frau nicht verwinden konnte, in Oxford den Freitod.

Stefan Goldschmidt (1889–1971)

Stefan Goldschmidt kam am 26. März 1889 als Sohn einer alteingesessenen jüdischen Familie in Nürnberg zur Welt, absolvierte jedoch nach dem Umzug seiner Eltern seine Gymnasialzeit in München. Nach dem Abitur nahm er an der Universität München das Studium der Chemie auf, sein wichtigster Lehrer wurde Adolf von Baeyer. Von 1910 bis 1913 war er Assistent am Staatslaboratorium der Münchner Universität, 1912 wurde er mit einer Arbeit über den Farbstoff des Stocklacks durch von Baeyer promoviert. Das Promotionsthema entstand auf Anregung seines anderen Lehrers Otto Dimroth, mit dem zusammen er 1913 an die Universität Greifswald ging. Am dortigen Chemischen Institut war Goldschmidt – freilich unterbrochen durch den Ersten Weltkrieg, in dem er vier Jahre als Soldat und später als Offizier kämpfte – bis Ende 1918 Assistent.

Im Dezember 1918 wechselte Goldschmidt, dessen Forschungsarbeiten sehr unter seiner langen Abwesenheit im Krieg gelitten hatten, nochmals als Assistent an ein Chemisches Institut, diesmal an der Würzburger Universität, wohin Otto Dimroth von Greifswald aus berufen worden war. Als Unterrichtsassistent leitete er das organisch-chemische Praktikum; hier lernte er auch die Chemiestudentin Maria Eisenmenger kennen, die nach ihrer Promotion seine Frau wurde. Ihrer Ehe entstammten drei Töchter. In Würzburg gelangen Stefan Goldschmidt einige hervorragende Arbeiten. So entdeckte er über die Oxydation des Anilins, anderer Amine und Organylhydrazine eine neue Klasse von Stickstoffradikalen, die Hydrazylen. Mit einer Arbeit über das Triphenylhydrazyl konnte er sich 1919 habilitieren. Bis 1923 übernahm der junge Privatdozent Spezialvorlesungen aus dem Themengebiet der Organischen Chemie an der Würzburger Universität.

Die Technische Hochschule Karlsruhe berief Goldschmidt 1923 zum planmäßigen außerordentlichen Professor und Leiter der Organischen Abteilung des Chemischen Instituts. Seit 1927 bekleidete er das Ordinariat, zwei Jahre später wurde er Direktor des Organisch-Chemischen Laboratoriums. Zuvor hatte er einen Ruf an die Universität Utrecht auf die Nachfolge von Leopold Ružička abgelehnt. In Karlsruhe entstanden zahlreiche weitere Arbeiten, unter anderem über Phenyldehydrierungen und zur Konstitutionsermittlung von Proteinen. Neben eher grundlagenorientierten Forschungen beschäftigte Goldschmidt sich jedoch auch mit industriell bedeutsamen Pro-

blemen, z.B. der Polykondensation von Harnstoffen mittels Formaldehyd. Als Experte auf dem Gebiet der Stereochemie organischer Verbindungen verfasste er zudem in Form eines einführenden Handbuchs den 4. Band des „Hand- und Jahrbuchs der Chemischen Physik" („Stereochemie", Leipzig 1933), das schnell zu einem Standardwerk wurde. Im „Handbuch für Stereochemie" des Heidelberger Chemikers und Akademiemitglieds Karl Freudenberg veröffentlichte Goldschmidt 1932 den grundlegenden Artikel „Räumlicher Bau von Molekülen und ihre Reaktionsgeschwindigkeit". Auf Vorschlag Karl Freudenbergs wurde Goldschmidt im selben Jahr zum außerordentlichen Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse gewählt.

Ende April 1933 erzwangen linientreue Karlsruher Studentenführer seinen Rücktritt als Dekan der Chemischen Fakultät. Von seiner sofortigen Beurlaubung sah man hingegen ab, denn zusammen mit Goldschmidt hätten dann auch Georg Bredig und Paul Askenasy gehen müssen, und ein geordneter Betrieb des Chemischen Instituts wäre unmöglich geworden. Man erlaubte ihm, seine Dienstgeschäfte „vorläufig wieder vorübergehend" zu versehen. Von einer Entlassung Goldschmidts aus dem Universitätsdienst sah man mit Rücksicht auf die im „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" festgeschriebene Klausel für „Frontkämpfer" zunächst ab; 1935 aber wurde er endgültig aus dem Hochschuldienst entfernt. Zurückgedrängt auf eine Existenz als Privatgelehrter, gestattete man ihm jedoch vorerst noch die Arbeit in einem „Privatlabor" auf dem Universitätsgelände, das mit privatwirtschaftlichen Mitteln eingerichtet und am Leben gehalten wurde. Goldschmidt, der immer auch anwendungsbezogen geforscht hatte, arbeitete hier kurzzeitig an Aufträgen der chemischen Industrie. Der parteitreue Alfred Stock, der seit 1926 das neu eingerichtete Ordinariat für Anorganische Chemie versah, seinen jüdischen Kollegen aber fachlich sehr schätzte, versuchte diesem noch eine Beschäftigungsmöglichkeit in England zu verschaffen, was aber letztlich nicht gelang.

Wie andere Mitglieder der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, die jüdischer Herkunft waren, war auch Stefan Goldschmidt in den Sog der internen Überprüfungen geraten, die die Akademie unter den Sekretären Friedrich Panzer und Johann Daniel Achelis auf

Anordnung des Berliner Reichserziehungsministeriums bereitwillig einleitete. Im Dezember 1938 und Januar 1939 – Goldschmidt und seine Familie befanden sich zu diesem Zeitpunkt schon im niederländischen Exil – erschien sein Name zusammen mit anderen auf den Listen der unerwünscht gewordenen Wissenschaftler. Nach der endgültigen „Säuberung" der Akademie von „Juden, Mischlingen, und jüdisch Versippten" wurde sein Name in Abwesenheit aus dem Mitgliederverzeichnis getilgt, wie die revidierte Mitgliederliste von 1940 zeigte.

Ende 1937 wurde Stefan Goldschmidt eine Stelle als Leiter eines Forschungslabors der N. V. Organon in Oss bei Nimwegen angeboten, einem der größten Chemiewerke der Niederlande. Goldschmidt, der in Deutschland nichts mehr zu erwarten hatte, gleichwohl aber eine Familie versorgen musste, nahm das Angebot 1938 an. Unter anderem entwickelte er für diese Firma eine rationelle Form der Vitamin C-Synthese, die nachhaltigen wirtschaftlichen Erfolg zeitigte. Die Goldschmidts überlebten mit Glück die Judenverfolgungen im besetzten Holland. 1946 kehrte er zusammen mit seiner Familie nach Deutschland zurück, nachdem Walter Hieber, ein ehemaliger Studienkollege aus Würzburger Tagen, ihm einen Ruf als Nachfolger auf das Ordinariat des Nobelpreisträgers Hans Fischer und zum Wiederaufbau des kriegszerstörten Organisch-Chemischen Instituts an der Technische Universität München vermittelt hatte. Bis zu seiner Emeritierung 1957 gelang ihm u.a. die Entwicklung neuartiger Peptidsynthesen; auch suchte er den Anschluß an Nachbargebiete seiner Wissenschaft, insbesondere an Biologie, Medizin und Pharmakologie. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1948 als ordentliches Mitglied in ihre Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse auf.

Das Angebot der Akademie im Jahre 1947, ihn wieder in seine alten Rechte als korrespondierendes Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse einzusetzen, nahm Stefan Goldschmidt an und sandte der Akademie zur Erinnerung auch gleich einen Bericht über sein bewegtes Leben zwischen 1933 und 1945. Besonders Karl Freudenberg, der seinem Fachkollegen durch alle Nöte hindurch immer herzlich verbunden war, hielt bis zu dessen Tod den Kontakt zu ihm aufrecht. Goldschmidt versöhnte sich auch

wieder mit der Karlsruher Universität, die dem einst Vertriebenen 1959 den Ehrendoktor der Naturwissenschaften verlieh. Als Stefan Goldschmidt vier Tage vor Weihnachten 1971 starb, schrieb Hans-Georg Gadamer als Akademiepräsident der Witwe Maria Goldschmidt, „dass es uns eine Ehre war, den bedeutenden Gelehrten zu unseren korrespondierenden Mitgliedern zu zählen und dass wir sein Andenken in Ehren halten werden".

Ernst Hoffmann (1880–1952)

„In Hoffmann trafen drei große Begabungen lebensgestaltend zusammen: eine philosophische, eine sprachliche und eine pädagogische." Diesen Dreiklang, der Leben, Werk und Haltung Ernst Hoffmanns prägte, hob der Nachruf der Heidelberger Akademie besonders hervor. Als Hoffmann am 28. Januar 1952 72jährig in Heidelberg verstarb, verlor die Akademie nicht nur eines ihrer aktivsten Mitglieder, sondern auch den Initiator der Cusanus-Edition, eines herausragenden, über alle Widrigkeiten hinweg vor wenigen Jahren erfolgreich zu Ende geführten Forschungsvorhabens.

Ernst Hoffmanns Weg in die Wissenschaft war familiär nicht vorgezeichnet. Er kam am 13. Januar 1880 in Berlin als Sohn des Architekten und späteren Berliner Baurats Otto Hoffmann und dessen Frau Anna geb. Ranfft zur Welt. Nach dem Besuch des Prinz-Heinrich-Gymnasiums in Schöneberg nahm er 1899 sein Studium an der Berliner Universität auf. Hoffmann prüfte verschiedene Fächer, vor allem die Klassische Philologie, die er bei Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff hörte. Doch zogen ihn auch die Medizin, die Evangelische Theologie, wo er Vorlesungen bei Adolf von Harnack besuchte, und besonders die Philosophie an. Die Seminare des Philosophiehistorikers und Religionswissenschaftlers Hermann Diels beeinflussten Hoffmann stark, was dazu führte, dass er bereits im zweiten Semester an die Ruperto-Carola zu Kuno Fischer und Paul Hensel wechselte, um dort noch tiefer in dieses Fach einzudringen. Nach einer kurzen Station an der Göttinger Universität kehrte Ernst Hoffmann, auch der familiären Maßgabe einer baldigen Ausübung eines „Brotberufs" gehorchend – Hoffmann hatte drei weitere Geschwister –, zurück nach Berlin, wo er 1904 die Prüfung für das höhere Lehramt in den klassischen Sprachen und philosophischer Propädeutik ablegte. Im Jahr darauf legte er in Berlin seine philosophiegeschichtlich angelegte Dissertation über Entstehung und Aufbau des siebten Buchs der aristotelischen Physik vor („De Aristotelis Physicorum libri septimi origine").

1906, nach seiner Heirat mit Dorothea Zürcher (geb. 1882), der Tochter des Schweizer Juraprofessors Emil Zürcher, übte Hoffmann, der auch als Hochschullehrer immer wieder die Wichtigkeit der universitären Lehre unterstrich, zunächst für fünfzehn Jahre den Beruf des Gymnasiallehrers aus. Daneben beschäftigte er sich weiterhin

intensiv mit philosophischen Fragen und Forschungen, so in der Berichterstattung über die Platonforschung in den „Jahresberichten des Philologischen Vereins" und in der Edition wichtiger Quellentexte griechischer Philosophen für den Gymnasialunterricht in der Teubner-Reihe (z.B. „Die Philosophie der Vorsokratiker", 1914). Seit den Berliner Tagen verband Ernst Hoffmann auch eine lebenslang andauernde Freundschaft mit dem Philosophen Ernst Cassirer, der sein Denken stark beeinflusste. Ein Vortrag „Über Platons Lehre von der Weltseele" (1915) und eine Abhandlung über „Methexis und Metaxy bei Platon" (1919), vor allem aber ein als Nachwort konzipierter Aufriß über „Den gegenwärtigen Stand der Platonforschung" in einer Neuauflage von Eduard Zellers „Philosophie der Griechen" (1922) machten den Gymnasiallehrer zusammen mit seinen bis dorthin verfassten Schriften so bekannt, dass er 1922 zeitgleich auf Lehrstühle für Philosophie an die Universitäten in Hamburg und in Heidelberg berufen wurde. Ernst Hoffmann entschied sich für die Ruperto-Carola.

Innerhalb der Philosophischen Fakultät bekleidete er zunächst eine planmäßige außerordentliche Professur für Philosophie und Pädagogik, ab 1927 dann ein Ordinariat. Eine entscheidende Erweiterung seiner Forschungsfelder klang an, als er sich 1926, ausgehend von einem Vortrag über „Platonismus und Mittelalter" mit der Rezeption der antiken Philosophie im Mittelalter zu befassen begann. Seine Zuwahl in die Philosophisch-historische Klasse der Heidelberger Akademie 1927 führte ihn dann zu seinem Lebensthema als Forscher überhaupt: der umfassenden Edition der Schriften des spätmittelalterlichen Philosophen und Theologen Nicolaus von Kues, die er nach seiner Aufnahme in die Akademie dort als Forschungsvorhaben ansiedeln konnte und die er bis zu seinem Tod wissenschaftlich leitete; Ernst Hoffmann hatte der Akademie den Plan für die Cusanus-Werkausgabe zusammen mit den Akademiemitgliedern Heinrich Rickert und Hans von Schubert vorgelegt und zur Betreuung empfohlen. Den Plan der Edition hatte maßgeblich sein Assistent Raymond Klibansky ausgearbeitet. Dieser musste 1933 Deutschland verlassen und gelangte über Oxford nach Kanada, wo er später als Ordinarius für Logik und Metaphysik an der McGill University in Montréal wirkte. Klibansky, der 2005 starb, war seit 1957 auch ordent-

licher emeritierter Professor an der Universität Heidelberg, wurde 1986 deren Ehrensenator und 1964 korrespondierendes Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Akademie.

Auf die Initiative Ernst Hoffmanns ging auch die Eröffnung der Publikationsreihen der „Cusanus-Texte" und der „Cusanus-Studien" in den Sitzungsberichten der Akademie zurück. In Beiträgen für diese Reihen setzte er sich, ausgehend von der Rezeption platonischer Ideen, mit der Stellung des Cusanus zwischen Meister Eckhart und Leibniz auseinander („Das Universum des Nikolaus von Cues", 1929/30). Die Edition der Texte begann er, zusammen mit Raymond Klibansky, mit Predigten des Cusaners („Dies Sanctificatus vom Jahre 1439", 1928/29). Mit Klibansky besorgte er 1932 vor dessen Emigration noch den ersten Band des Editionsvorhabens („De docta ignorantia", 1932).

Das durch die Akademie geförderte Cusanus-Vorhaben wurde für Ernst Hoffmann zum wissenschaftlichen Rückzugsgebiet in den Jahren des Dritten Reichs. 1935 war ihm durch das badische Kultusministerium die Lehrerlaubnis entzogen und sein Lehrstuhl in eine „Kampfprofessur" für den Kunsthistoriker Hubert Schrade, ein späteres Akademiemitglied, umgewidmet worden. Hoffmann beantragte daraufhin seine Emeritierung, blieb aber in Heidelberg und widmete sich in der „inneren Emigration" nun ganz der Cusanus-Edition.

Hoffmann hatte in Wort und Schrift stets aufgeklärt-liberale Positionen vertreten. 1931 warnte er in einer Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität eindringlich vor dem heraufziehenden politischen Extremismus. Er sympathisierte mit der Deutschen Demokratischen Partei und dem „Weimarer Kreis". Während der sog. „Gumbelkrawalle", die sich an der Forderung nach Entfernung des jüdischen Statistikers und Pazifisten Emil Julius Gumbel aus dem Universitätsdienst entzündeten, hatte er sich gegen die Proteste der rechtsnationalen Studentenschaft für diesen eingesetzt. 1933 fanden, veranlaßt durch den Hochschulreferenten und späteren Angehörigen der Akademie Eugen Fehrle, polizeiliche Ermittlungen gegen Hoffmann statt. Neben Ernst Hoffmanns Haus wurde auch das des Akademiesekretärs Friedrich Panzer durchsucht, weil Hoffmann sich bei diesem für eine dauerhafte Unterbringung seines akut bedrohten Assistenten Raymond Klibansky im Cusanusunternehmen ver-

wendet und bei Universitätsstellen gegen dessen Entlassung protestiert hatte. Der bei Panzer aufgefundene Brief drückte seine generelle Skepsis angesichts des Kommenden aus: „Ob wir einem feinfühligen Mann wie Klibansky noch zumuten können, im Dienst eines Staates zu arbeiten, der Glaubensgenossen unter das Niveau von Heloten erniedrigt, weiß ich nicht." Weitergehende Repressalien blieben Hoffmann jedoch erspart.

Neben seinen Forschungsaktivitäten für das Cusanusvorhaben nahm Ernst Hoffmann zwischen 1933 und 1945 durchweg am Akademieleben teil, war bis 1936 auch stellvertretender Sekretär seiner Klasse. Seine Mitgliedschaft war aber zeitweilig gefährdet, vor allem weil der Sekretär der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse und überzeugte Nationalsozialist Johann Daniel Achelis 1940 das Ansinnen verfolgte, beide Akademieklassen endgültig von „Nichtariern" bzw. politisch Unzuverlässigen zu säubern. Aus den Reihen seiner Klasse wurde jedoch gegen Hoffmann, der mit seinem vertriebenen Assistenten Klibansky immer den Kontakt gehalten hatte, nichts unternommen. Die Akademie war sich dessen bewußt, dass ein Ausschluss Hoffmanns das als „reichswichtig" eingestufte Cusanusunternehmen gefährdet hätte, und nahm daher von diesem Schritt Abstand.

Nach dem Krieg nahm Ernst Hoffmann, schon von Krankheit gezeichnet, kurzzeitig seine Lehrtätigkeit an der Universität wieder auf. Zum Sommersemester 1948 wurde er endgültig entpflichtet. Für seine Verdienste als langjähriger Leiter der Cusanus-Kommission und als Erforscher der Einflüsse des Platonismus auf das Christentum zeichnete ihn die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg 1950 mit der Ehrendoktorwürde aus; im selben Jahr erschien auch seine Platonbiographie. Der Sorge um die Weiterführung der Cusanusedition aber, so berichtete sein Kölner Mitstreiter Paul Wilpert, galten seine Worte noch in der letzten Lebensstunde.

ERNST LEVY (1881–1968)

„...und doch kommen Stunden, in denen das Gefühl das nicht wahr haben will und der Bruch der Linie wie ein frischer Schmerz empfunden wird." Diese Zeilen, die wohl die Zerrissenheit vieler vertriebener Emigranten widerspiegeln, finden sich in einem Brief Ernst Levys an seinen Schüler Wolfgang Kunkel unmittelbar nach dem Krieg. Mit Unterbrechungen hielten der ältere und der jüngere Gelehrte, der eine früher, der andere später Mitglied der Heidelberger Akademie, ihre Korrespondenz von 1922 an aufrecht, bis zum Tod Levys am 14. September 1968 in Davis, Kalifornien.

Ernst Levy stammte aus einer jüdischen Familie in Berlin, in die er am 23. Dezember 1881 als Sohn des Kaufmanns Robert Levy und dessen Frau Betty, geb. Landsberger hineingeboren wurde. Nach Schulbesuch und Abitur in Berlin studierte er seit der Jahrhundertwende zunächst in Freiburg Jura, danach in Berlin, wo er sein Staatsexamen ablegte und anschließend 1906 durch den Rechtshistoriker Emil Seckel promoviert wurde („Sponsio, fidepromissio, fideiussio. Einige Grundfragen zum römischen Bürgschaftsrechte", 1907). Der begabte junge Wissenschaftler – Otto Lenel und Josef Partsch wollten ihn zur Habilitation an die Freiburger Juristische Fakultät locken – blieb fortan der Forschung treu. Kurzzeitig war er Gerichtsassessor. Von 1909 bis 1912 bekleidete er die Stelle eines Amtsrichters in Oranienburg bei Berlin. 1909 heiratete er Marie Wolff; aus der Ehe gingen die beiden Kinder Wolfgang und Brigitte hervor. Beurlaubt von seinem Richteramt, fertigte Ernst Levy seine Habilitationsschrift an, den ersten Teil seiner Abhandlung „Die Konkurrenz der Aktionen und Personen im klassischen römischen Recht" (erschienen 1918), die wiederum Emil Seckel betreut hatte. 1914 erhielt er die Venia legendi für Römisches und Deutsches Bürgerliches Recht und hielt noch kurz vor Kriegsausbruch seine Antrittsvorlesung.

Am Ersten Weltkrieg nahm Ernst Levy von 1916 an teil. Ein Jahr nach Kriegsende erreichte ihn der Ruf auf ein Ordinariat in Frankfurt am Main. 1922 wechselte er von dort als Nachfolger Otto Lenels an die Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg, sechs Jahre später dann auf das Ordinariat für Römisches und Deutsches Bürgerliches Recht, verbunden mit der Leitung des Instituts für Geschichtliche Rechtswissenschaft, an die Universität Heidelberg. In der Frankfurter Zeit war der rege Kontakt mit Wolfgang Kunkel geknüpft wor-

den, der seinem Lehrer 1943 auf das Heidelberger Ordinariat nachfolgen sollte. Bis zu seiner Berufung nach Heidelberg auf die Nachfolge von Otto Gradenwitz hatte Ernst Levy sein Fach um mehrere Monographien bereichert (u.a. „Der Hergang der römischen Ehescheidung", 1925, sowie den zweiten Band zu seiner Habilitationsschrift (1922), den er 1963 nochmals um einen Nachtragsband erweiterte). Aufgrund seiner wissenschaftlichen Verdienste wurde er 1927 zum Mitherausgeber der Romanistischen Abteilung der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte berufen. Die Philosophisch-historische Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1926 als außerordentliches Mitglied in ihre Reihen, nach seiner Berufung nach Heidelberg wurde er ordentliches Mitglied. Die Savigny-Zeitschrift wie die Schriftenreihe der Akademie bereicherte er immer wieder durch umfangreiche Aufsätze (vgl. „Die römische Kapitalstrafe", Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1930/31, 5).

In Heidelberg erweiterten sich die Forschungsfelder Ernst Levys noch einmal. Neben die Beschäftigung mit dem klassischen römischen Recht traten nun verstärkt Forschungen über das spätantike weströmische Vulgarrecht („Westen und Osten in der nachklassischen Entwicklung des römischen Rechts", 1929) sowie die Erstellung hilfswissenschaftlicher Indices für seine Disziplin. Dazu gehörte vor allem der von dem österreichischen Rechtshistoriker und Papyrologen Ludwig Mitteis begonnene „Index Interpolationum" für die Digesten Iustinians, den Levy nach dem Tod von Mitteis als Herausgeber übernommen hatte und zwischen 1929 und 1935 in drei Bänden zum Erscheinen brachte. In Zusammenarbeit mit dem Heidelberger Latinisten Karl Meister interpretierte er zudem römische Rechtstexte für die universitäre Ausbildung von Juristen und Philologen. Der Heidelberger Juristischen Fakultät diente Levy in der schwierigen Zeit 1932/33 als Dekan.

Ab 1933 begann seine wissenschaftliche und persönliche Existenz immer prekärer zu werden. Zwar blieb er als ehemaliger Frontkämpfer vom „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" anfangs verschont, aber man bot ihm unter Beibehaltung seiner Beamtenbezüge einen bei der Universitätsbibliothek angesie-

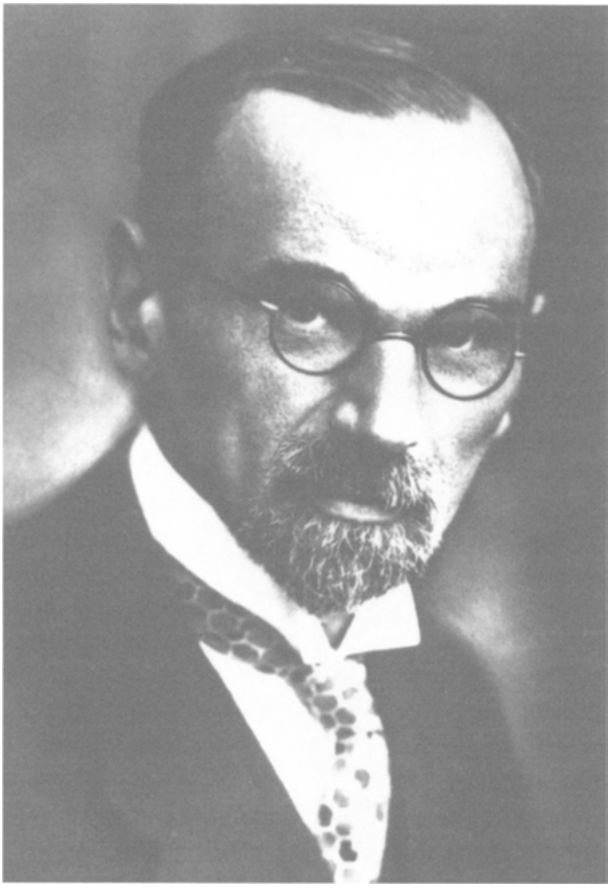
delten „Forschungsauftrag" zur freien Gestaltung an sowie die Fortführung der Leitung des Instituts für Geschichtliche Rechtswissenschaft, was natürlich für einen so renommierten Mann einer Demütigung gleichkommen musste, zumal ihm damit die vornehmsten akademischen Rechte genommen wurden. Die Nürnberger Rassegesetze von 1935 hoben die Frontkämpferklausel auf, und zum 31. Dezember 1935 zwang man Ernst Levy endgültig in den Ruhestand. Schon vorher waren seine Vorlesungen durch die nationalsozialistische Studentenschaft gestört, später boykottiert worden. Als Konsequenz dieser Entwicklung musste er auch seine Funktion als Mitherausgeber der Savigny-Zeitschrift niederlegen.

Im März 1936 verließ er zusammen mit seiner Frau Heidelberg. In der Wohnung des Juristen und Akademiemitglieds Gustav Radbruch nahmen Ernst und Marie Levy Abschied von ihren Freunden. Gustav Radbruch schrieb in seinem Abschiedsbrief bewegt: „Ich bewundere die Kraft und Umsicht, mit der Sie...ein neues Leben beginnen, und glaube zuversichtlich, daß (es) zu neuen Erfolgen und einem neuen Glück führen muß." Über die Schweiz, Holland und England gelangten die Levys in die USA. Ihre beiden Kinder hatten, 23- und 22jährig, für sich schon vorher keine Chance mehr in Deutschland gesehen. Sie waren, mit Hilfe eines Empfehlungsschreibens für den amerikanischen Vizekonsul, das ihnen der Heidelberger Rektor Willy Andreas ausgestellt hatte, in die Vereinigten Staaten gelangt. 1937 richtete die University of Washington in Seattle dem 56jährigen Ernst Levy eine Professur für „Law, History and Political Science" ein. Er konnte auch seine rechtshistorischen Untersuchungen fortführen. Im Vorwort zu seinem Buch „Pauli Sententiae" (1945) schrieb Levy dankbar: „This university has enabled me to return to my research which otherwise I might have been forced to abandon." Und obgleich er sich in der wenig belebenden Industriestadt Seattle und seiner Universität nie heimisch fühlte, wurde er dennoch amerikanischer Staatsbürger.

Der Heidelberger Akademie gehörte Ernst Levy bis 1939 an, seit seiner Emigration nach Seattle als auswärtiges Mitglied. Danach wurde er aus der Mitgliederliste gestrichen. Damit kam die Akademie einem Erlass des Reichserziehungsministeriums nach. Levy, der dem „Weimarer Kreis" um seinen Freund und Kollegen Gustav

Radbruch nahe stand, hatte in der Gelehrtengesellschaft liberale Positionen vertreten. Zusammen mit dem Theologen Martin Dibelius und dem Mediävisten Karl Hampe war er etwa aus stillem Protest der Wahl des Volkskundlers und engagierten Parteigenossen Eugen Fehrle in die Philosophisch-historische Klasse der Akademie ferngeblieben. Jüngere, nationalsozialistisch eingestellte Akademiemitglieder hatten sich 1935 gegen die Anwesenheit von jüdischen Kollegen bei Sitzungen gewandt – namentlich aufgeführt wurden, neben Levy selbst, Artur Rosenthal, Otto Meyerhof und Heinrich Liebmann – „weil ihnen das peinlich sei und sie am Erscheinen hindere".

Nach Kriegende bot der Akademiepräsident Martin Dibelius Ernst Levy die Restitution seiner Mitgliedschaft an. Er nahm das Angebot an, weil er sich „in allen diesen Jahren als der Akademie zugehörig betrachtet habe", und blieb von 1947 bis zu seinem Lebensende deren korrespondierendes Mitglied. Schon ein Jahr später hielt er vor der Gesamtakademie einen Vortrag über „Probleme aus dem römischen Vulgärrecht". Noch in fortgeschrittenem Alter zog er mit seinem Werk „West Roman Vulgar Law. The Law of Property" (1951, auf deutsch 1956 erschienen unter dem Titel „Weströmisches Vulgarrecht – Das Obligationenrecht") eine Summe unter sein Lebensthema. Auch mit der Universität und seiner alten Fakultät, an der er verschiedentlich Vorträge und Seminare abhielt, nahm Ernst Levy, der nach seiner Emeritierung in den USA für mehrere Jahre auch einen Wohnsitz in Basel bezogen hatte, wieder Kontakt auf. Zahlreiche Ehrungen für den Remigrierten schlossen sich in der Folge an, so die Zuwahlen in die Akademien der Wissenschaften in Göttingen und München sowie die Accademia Nazionale dei Lincei in Rom. Die Juristischen Fakultäten von Athen und Frankfurt am Main, außerdem die Philosophische Fakultät der Ruperto-Carola verliehen ihm Ehrendoktorate. Wolfgang Kunkel und Max Kaser widmeten ihm zum 80. Geburtstag ein Kompendium seiner „Gesammelten Schriften". 1966 überquerte Ernst Levy dann ein letztes Mal den Atlantik, um den Lebensabend in der Nähe seiner Kinder zu verbringen.



Heinrich Liebmann (1874–1939)

Der Mathematiker Karl Otto Heinrich Liebmann kam am 22. Oktober 1874 in Straßburg in einer protestantischen Gelehrtenfamilie zur Welt. Sein Vater Otto Liebmann war Philosophieprofessor, seine Mutter Julie Tochter von Carl Friedrich Neumann, dem Orientalisten und früheren Professor für Völkerkunde in München. Bereits mit 21 Jahren wurde Liebmann, der neben der Mathematik auch reges Interesse an Kunst und Philosophie zeigte, nach Studienjahren in Leipzig, Jena und Göttingen in Jena bei Karl Thomae promoviert („Die einzweideutigen projektiven Punktverwandtschaften der Ebene") und legte dort auch seine Lehramtsprüfung ab. Anschließend ging er als Assistent an das berühmte Mathematische Institut der Universität Göttingen, an dem schon so prominente Forscher wie Peter Gustav Lejeune Dirichlet oder Bernhard Riemann gelehrt hatten. Dort kam er in wissenschaftlichen Kontakt mit den Göttinger Berühmtheiten der Jahrhundertwende, Felix Klein und David Hilbert. Besonders der Geometer Klein, der eine Neusystematisierung von euklidischer und nichteuklidischer Geometrie versuchte, vermochte Liebmann stark zu beeinflussen.

1899 habilitierte sich Heinrich Liebmann in Leipzig mit einem geometrischen Beweis über den Satz von Minding („Die Verbiegung der geschlossenen Flächen positiver Krümmung"). Für den Fünfundzwanzigjährigen begannen nun zehn Jahre des Forschens und Lehrens am Mathematischen Institut in Leipzig, zunächst als Assistent, ab 1905 dann als außerordentlicher Professor. In den Leipziger Jahren entfaltete Liebmann ein intensives Schrifttum, besonders zu Problemen der Differentialgeometrie und der nichteuklidischen Geometrie, wozu auch eine weitreichende Auseinandersetzung mit den Ideen der russischen Gelehrten Nikolai Lobatschewski (1792–1856) und Andrei Markow (1856–1922) zählte, dessen Werke der Sprachgewandte ins Deutsche zu übersetzen und allgemein zugänglich zu machen wusste. Daneben verfasste er Lehrbücher über seine speziellen Forschungsgebiete (Lehrbuch der Differentialgleichungen, Leipzig 1901; Nichteuklidische Geometrie, Berlin 1908, mit drei Auflagen bis 1923). Bereits mit 35 Jahren wurde Liebmann 1909 für seine wissenschaftlichen Leistungen als ordentliches Mitglied in die Königlich Sächsische Akademie der Wissenschaften berufen.

1913 heiratete Liebmann Natalie Kraus, die Tochter des Münchner Agrarwissenschaftlers Karl Kraus; jedoch war der Ehe nur kurzes Glück beschieden – Natalie starb bereits 1924, gerade vierunddreißigjährig (in zweiter Ehe heiratete Liebmann 1926 in Heidelberg Helene Ehlers). Auch seine nächste wissenschaftliche Station war München, an deren Technische Hochschule er zunächst als etatmäßiger außerordentlicher Professor berufen wurde. Ab 1915 bekleidete er dort ein Ordinariat, zwei Jahre später nahm ihn die Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften in ihre Reihen auf.

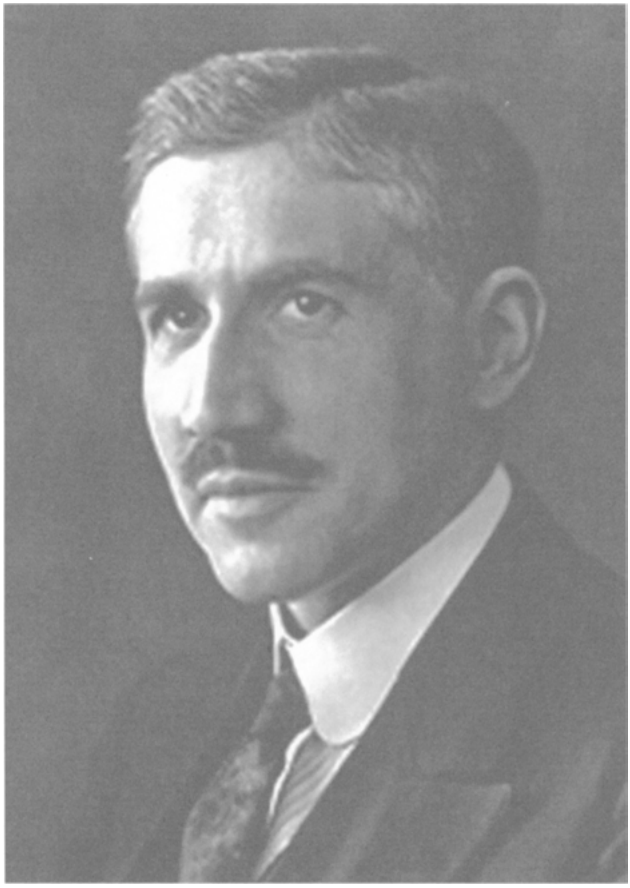
Als in Heidelberg überraschend der Inhaber des zweiten Ordinariats für Mathematik, Paul Stäckel, verstarb, wurde Heinrich Liebmann 1920 dessen Nachfolger. Zusammen mit dem zwei Jahre später auf ein Extraordinariat berufenen – und später wie er selbst diffamierten und verfolgten – Artur Rosenthal prägte Liebmann die Heidelberger Mathematik der zwanziger und frühen dreißiger Jahre, vor allem als engagierter Lehrer und Administrator. Zweimal war er Dekan der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät, und obwohl immer wieder geplagt von Krankheiten und bei allgemein schwacher Gesundheit, scheute er 1926 auch nicht die Strapazen des Rektorats. In die Heidelberger Akademie der Wissenschaften war er 1921 als ordentliches Mitglied berufen worden; ihr diente er bald im Verwaltungsrat zur Aufsicht über die Finanzen und als stellvertretender Sekretär der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse. In die eindrucksvolle Reihe seiner Akademiemitgliedschaften fügte sich in dieser Zeit auch seine Berufung in die Straßburger Wissenschaftliche Gesellschaft, mit der die Heidelberger Akademie seit ihren Anfangsjahren eng verbunden war. In die Abhandlungen seiner Klasse brachte der rege Forscher bis zum erzwungenen Abschied von Heidelberg zahlreiche Abhandlungen und wissenschaftliche Mitteilungen ein.

Heinrich Liebmanns Großvater Carl Friedrich Neumann (1793–1870) war in jungen Jahren vom mosaischen zum protestantischen Bekenntnis übergetreten. Zwar fiel Liebmann als vor dem Ersten Weltkrieg erstmalig zum Professor Ernannter nicht unter das „Gesetz zur Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums", doch begannen nationalsozialistische Kreise in Fachorganen bereits mit der Diffamierung „jüdischer Mathematiker". 1934 erhielten Liebmann

und Rosenthal ein Prüfungs- und Promotionsverbot an ihrer Fakultät. Dazu traten im Folgejahr der Vorlesungsboykott und die gezielte Störung von Veranstaltungen Liebmanns, zu dem die nationalsozialistische Studentenschaft in rechtswidriger Weise, aber mit Billigung der Universitätsleitung, wie bei anderen jüdischen Dozenten auch, aufgerufen hatte. Dermaßen unter Druck gesetzt, kam er 1935 zusammen mit dem in gleicher Weise bedrohten Artur Rosenthal bei Rektor Wilhelm Groh um seine Emeritierung ein. Gesundheitliche Gründe mögen bei Liebmann allerdings den Hauptausschlag für diesen Schritt gegeben haben; so brachte er etwa ein Gutachten des bekannten Heidelberger Mediziners Ludolf von Krehl bei und zog sich nach seinem Abschied zur Kur in den Schwarzwald zurück. Im Personalverzeichnis der Ruperto-Carola wurde Heinrich Liebmann bis zu seinem Tod im Jahre 1939 geführt.

Den an der Universität Verfemten ließ die Akademie zunächst noch unbehelligt. So schlug er 1933 zusammen mit Rosenthal die Mathematiker Gustav Doetsch und Ernst Zermelo für die Wahl zu außerordentlichen Mitgliedern vor; noch 1935 tat er dasselbe für den Astronomen Heinrich Vogt, einen überzeugten Nationalsozialisten, der wenig später als Dekan den Studentenboykott gegen ihn unterstützen sollte. Noch zu seinem 60. Geburtstag im Jahre 1934 wurde er durch eine in den Sitzungsberichten der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse erschienene Festschrift, die vom Anatomen Paul Ernst vorgelegt wurde und die seine „Mathematischen Abhandlungen" rühmte, geehrt. Im selben Jahr hatte Liebmann sein Œuvre noch um eine Monographie über „Synthetische Geometrie" zu bereichern gewusst. Die Hoffnung des Vorworts zur Festschrift, das ihm „noch viele Jahre erfolgreicher Lehrtätigkeit und fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeit" wünschte, sollte sich indessen nicht erfüllen. Gerade jüngere Akademiemitglieder, die der Partei angehörten oder dem Nationalsozialismus nahe standen, forderten die Entfernung der „nichtarischen" Mitglieder, deren Anwesenheit bei Sitzungen sie angeblich als „peinlich" empfanden. 1938 wurde das schmähliche Verhalten Einzelner offizielle Linie, als in einer „Ministerial-Verfügung betreffend Mischlinge und jüdisch Versippte" auch Heinrich Liebmann genannt wurde, so dass sein Ausschluß aus der Akademie unumgänglich wurde. Auf diesen Schritt hin erklärte der Aus-

gestoßene, der Heidelberg bereits verlassen und sich mit seiner Familie nach München-Solln zurückgezogen hatte, am 21. Dezember 1938 seinen Austritt aus der Heidelberger Gelehrtengesellschaft. Als er ein halbes Jahr später, am 12. Juni 1939, starb, nahm in der Akademie niemand davon Notiz. Ein Nachruf erschien nicht.



Otto Meyerhof (1884–1951)

Otto Fritz Meyerhof wurde am 12. April 1884 in Hannover geboren. Er wuchs in Berlin in einem jüdisch-christlich geprägten Elternhaus als Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Fritz Meyerhof und dessen Frau Bettina geb. May auf. Meyerhof absolvierte das Studium der Medizin ab 1903 in Berlin sowie in Freiburg, Straßburg und Heidelberg. Die Berliner Universität wurde auch zum Ort der Begegnung mit der Mathematikerin und Malerin Hedwig Schallenberg, die 1914 seine Frau wurde. Mit ihr zusammen hatte er eine Tochter und zwei Söhne; sie wurden später in den Vereinigten Staaten Kinderärztin und Physiker. An der Heidelberger Universität legte er sein medizinisches Staatsexamen ab und wurde 1909 an der Psychiatrischen Universitätsklinik von dem Psychiater und Mitglied der Heidelberger Akademie Franz Nissl mit einer Arbeit über psychologische Theorien zu Geistesstörungen promoviert. Neben der Psychoanalyse galten Meyerhofs Forschungsinteressen jedoch zunehmend dem noch relativ jungen Feld der Biochemie. Bis 1912 war Meyerhof Assistent des Heidelberger Mediziners und Akademiemitglieds Ludolf von Krehl in dessen Klinik. Nach einem kurzen Forschungsaufenthalt an der Zoologischen Station in Neapel wechselte er dann an die Universität Kiel, wo er sich 1913 habilitieren und die Venia legendi für Physiologie erlangen konnte; in Kiel nahm er 1918 auch seine erste Professur wahr.

In die Kieler Zeit fielen seine bahnbrechenden Untersuchungen über Stoffwechsel und Energieverbrauch arbeitender Muskeln. Grundlegend für diese biochemischen Forschungen war das anregende Zusammentreffen mit dem Heidelberger Mediziner und Nobelpreisträger Otto Warburg noch während seiner Studienzeit gewesen. „Für seine Entdeckung des Verhältnisses zwischen Sauerstoffverbrauch und Milchsäureproduktion im Muskel", die Meyerhof überwiegend in Kiel erzielt hatte, erhielt er 1922 zusammen mit dem Engländer Archibald Vivian Hill den Nobelpreis für Medizin und Physiologie. Nachdem er einen Ruf an eine amerikanische Universität abgelehnt hatte, wurde er 1924 an das Kaiser-Wilhelm-Institut (KWI) für Biologie in Berlin berufen. 1929 wechselte er als Direktor der Physiologischen Abteilung an das KWI für Medizinische Forschung in Heidelberg. Schon vorher war Otto Meyerhof, zusammen mit dem Initiator Ludolf von Krehl, maßgeblich an Neu-

gründung und Aufbau des Heidelberger Kaiser-Wilhelm-Instituts beteiligt gewesen. Hier gelangen weitere wegweisende physiologische Entdeckungen, so etwa zusammen mit Jakub Parnas und Gustav Embden die Klärung des Mechanismus der Glykolyse (sog. Embden-Meyerhof-Weg). Neben seiner Direktorentätigkeit las Meyerhof als ordentlicher Honorarprofessor an der Heidelberger Medizinischen Fakultät. 1931 wählte ihn die Heidelberger Akademie zu ihrem ordentlichen Mitglied. Gleichzeitig mit ihm wurden die anderen Abteilungsleiter des KWI, der Biochemiker und spätere Nobelpreisträger Richard Kuhn und der Physiker Karl Wilhelm Hausser in die Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse aufgenommen. Hintergrund dieser Zuwahlen war, dass die Akademie eine personelle Brücke zu dem neugegründeten, forschungsintensiven Institut schlagen wollte.

Vom Dritten Reich als „Halbjude" eingestuft, geriet Otto Meyerhof rasch in den staatlichen Verfolgungsapparat, zusätzlich auch als ein Mann, der stets eine demokratisch-liberale Geisteshaltung vertreten hatte. Unter anderem hatte Meyerhof mit dem „Weimarer Kreis" der verfassungstreuen Hochschullehrer sympathisiert, dessen prominentester Vertreter in Heidelberg der Jurist Gustav Radbruch gewesen war. Als ihm sofort nach der nationalsozialistischen Machtübernahme die Beurlaubung von seiner Lehrtätigkeit drohte, setzten sich zunächst sein Förderer Ludolf von Krehl und auch der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Friedrich Glum, für ihn ein. Von Krehl tat dies mit dem Argument, Meyerhof habe den „Rang eines der ersten Physiologen der gebildeten Welt". Daneben bemühte sich Meyerhof zunächst vergeblich in den Vereinigten Staaten und mit größerem Erfolg auch in Paris (hier wurde ihm die Leitung des „Institut de Biologie Physico-Chimique" angetragen) um neue wissenschaftliche Arbeitsmöglichkeiten; seine beiden Söhne hatte er angesichts der immer bedrohlicher werdenden Lage bereits außer Landes an englischen Colleges untergebracht.

Verstärkt übte nun eine gleichgeschaltete Dozentenschaft erheblichen Druck auf den Rektor der Universität aus, um Meyerhof zur Aufgabe seiner Ämter und in die Emigration zu zwingen. Das erhalten gebliebene Schreiben rief Otto Meyerhof (und vielen anderen) bereits in zynischer Weise und deutlicher Vernichtungsabsicht vor

dem Verlassen des Landes zu, „er dürfte trotz seiner Berühmtheit im Auslande unter dem Heer der anderen Emigranten mit untergehen". Zum 1. Januar 1936 entzog ihm der badische Minister für Kultus und Unterricht die Lehrerlaubnis an der Ruperto-Carola. Zwar blieb ihm als Leiter einer nicht unmittelbar staatlichen Einrichtung und durch den befürwortenden Zuspruch vieler Fachkollegen seine Direktorentätigkeit erhalten, doch verschlechterten sich zusehends neben dem Anwachsen der Repression die wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen. Dies betraf nun auch die Heidelberger Akademie, die bis 1936 einen gewissen Schonraum für ihre jüdischen und politisch unangepassten Mitglieder geboten hatte: 1937 trat Otto Meyerhof zusammen mit dem Mathematiker Artur Rosenthal, als sie an der Wahl des Klassensekretärs nicht beteiligt und auch nicht zur Jahresfeier eingeladen wurden, im Protest gegen „die offenkundige Verletzung der Akademie-Satzungen" aus der Akademie aus. Zu Solidaritätsbekundungen anderer Akademiemitglieder kam es, abgesehen vom Austritt des Biologen Ludwig Jost, nicht. Ein Jahr später musste Meyerhof sein Direktorenamt am Heidelberger Kaiser-Wilhelm-Institut aufgeben und floh, aller einstigen Ämter und Würden entkleidet und vielfach bedrängt, mit Hilfe eines ehemaligen Schülers aus Deutschland über die Schweiz nach Frankreich. Nach Beginn des Frankreichfeldzugs 1940 sah er sich gezwungen, zusammen mit seiner Familie erneut zu fliehen, diesmal über das unbesetzte Südfrankreich und Spanien weiter nach Portugal – „zu Fuß über die Pyrenäen, im Gebüsch kriechend", wie eine Augenzeugin festhielt – und von dort in die USA.

Otto Meyerhof hatte das Glück, mit Hilfe privater Förderer und vor allem der Rockefeller Foundation an der School of Medicine der University of Pennsylvania in Philadelphia eine Professur zu erhalten und ein modernes, großes Forschungsinstitut zu übernehmen. Nach Kriegsende rehabilitierte ihn zunächst die Heidelberger Akademie, indem sie ihn mit seiner Zustimmung 1947 zum korrespondierenden Mitglied ernannte; zwei Jahre später verlieh ihm die Ruperto-Carola, um Wiedergutmachung bemüht, den Titel eines „Honorarprofessors" und nahm ihn damit wieder als Mitglied der Medizinischen Fakultät in ihre Reihen auf. Er nahm diese Ehrungen dankbar an, auch in der Hoffnung, dass dadurch, „der Kontakt des

wissenschaftlichen Lebens wieder normal gestaltet und die Isolierung der deutschen Universitäten vom Ausland und deren schwierige Lage allmählich erleichtert würde". Am 6. Oktober 1951 erlag Otto Meyerhof in Philadelphia einem Herzinfarkt; zwei Jahre zuvor hatte ihn das Land, das ihn nach seiner Flucht aufgenommen hatte, noch zu seinem Staatsbürger gemacht. Fünfzig Jahre später wurde zu seinen Ehren in Heidelberg das „Otto-Meyerhof-Zentrum für ambulante Medizin und klinische Forschung" eröffnet.

Fritz Pringsheim (1882–1967)

Fritz Robert Pringsheim wurde am 7. Oktober 1882 im schlesischen Hünern als Sohn einer wohlhabenden jüdischen Familie geboren; seine Eltern waren Hugo Pringsheim und dessen Ehefrau Hedwig, geb. Heymann. Fritz Pringsheim trat später zum protestantischen Bekenntnis über. Er hatte zwei ältere Brüder und eine jüngere Schwester. Die Familie besaß weit zurückreichende jüdische Wurzeln und gehörte von Lebensstil und Lebensauffassung her zur schlesischen Oberschicht. Ein Cousin Fritz Pringsheims war der bekannte Münchner Mathematiker Alfred Pringsheim (1850–1941), dessen Tochter Katia sich 1905 mit Thomas Mann vermählte. Pringsheims Eltern besaßen bei Breslau ein Rittergut, in der Stadt selbst eine Fabrik. Fritz Pringsheim besuchte das Magdalenen-Gymnasium in Breslau und nahm nach dem Abitur das Studium der Jurisprudenz an den Universitäten von München, Heidelberg und Breslau auf; in Breslau erfolgte 1905 die Promotion bei Otto Fischer. Pringsheim, der sich später vor allem mit dem römischen, griechischen und auch byzantinischen Recht auseinandersetzte, beschäftigte sich in seinen jungen Jahren zunächst mit Aspekten der neuen bürgerlichen Gesetzgebung. Seine Dissertation aus diesem Bereich erschien 1910 („Die Rechtsstellung des Erwerbers eines Erbteils"). Als Rechtsassessor war er dann 1911/12 an der Universität Leipzig tätig, wo ihm Josef Partsch und Ludwig Mitteis die Rezeption des Griechischen Rechts im Römischen Recht nahe brachten. In seiner Habilitationsschrift, die er 1915 ebenfalls an der Universität Breslau einreichte, griff er diese Forschungsansätze auf („Der Kauf mit fremdem Geld", erschienen Leipzig 1916).

Freiburg im Breisgau war Pringsheims nächste wissenschaftliche Station – eine Vertretung des Ordinariats von Otto Partsch in Bonn hatte der frisch Habilitierte nicht erwogen –, wo er seit 1915 als Privatdozent für Römisches und Deutsches Bürgerliches Recht seine Hochschullaufbahn begann. In Freiburg erfuhr Pringsheim vor allem Förderung durch Otto Lenel. Am Ersten Weltkrieg nahm er bis 1918 teil, zuletzt im Rang eines Leutnants der Reserve; ausgezeichnet wurde er mit dem Eisernen Kreuz beider Klassen. 1919 konnte er seine Lehrtätigkeit in Freiburg wieder aufnehmen, seit 1921 als außerordentlicher Professor. Noch vor dem Krieg hatte Pringsheim Katherine Rosenheim geheiratet, mit der zusammen er insgesamt

sechs Söhne hatte. Katherine Rosenheim stammte wie er selbst aus wohlhabender jüdischer Familie und war am College von St Andrews in Schottland erzogen worden. In Freiburg setzte er schon in Leipzig begonnene Studien über die Basilica fort, eine Sammlung des byzantinischen Rechts in 60 Büchern, die ihn lange beschäftigte, auch in einer längeren Zusammenarbeit mit der Preußischen Akademie der Wissenschaften vor dem Zweiten Weltkrieg („Zum Plan einer neuen Ausgabe der Basiliken", Bericht an die Preußische Akademie der Wissenschaften 1937). 1923 berief ihn die Georg-August-Universität Göttingen zum außerordentlichen Professor, wo Pringsheim, nach den überstandenen Kriegswirren, eigener Auskunft zufolge erst „mühsam das Lehren lernen mußte". 1929 erhielt er einen Ruf auf den Lehrstuhl für Römisches und Bürgerliches Recht in Freiburg. Fritz Pringsheim trat hier in die großen Fußstapfen des Akademiemitglieds Ernst Levy, der nach Heidelberg berufen worden war. Zusammen mit seinem Kollegen Claudius von Schwerin gründete er in Freiburg das Rechtsgeschichtliche Institut (nach seinem Tod umbenannt in „Institut für Rechtsgeschichte und geschichtliche Rechtsvergleichung").

Im Jahr seiner Berufung gab Pringsheim zusammen mit anderen Juristen eine voluminöse sechsbändige Sammlung heraus, die eine Summe der reichsgerichtlichen Praxis in Deutschland darstellte und alle Sparten der Jurisprudenz berücksichtigte („Die Reichsgerichtspraxis im deutschen Rechtsleben", Berlin 1929). 1932 wählte ihn die Philosophisch-historische Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften zum außerordentlichen Mitglied, zusammen mit anderen Freiburger Gelehrten, dem Althistoriker Walther Kolbe und den beiden Altphilologen Eduard Fraenkel und Wolfgang Schadewaldt. Es steht zu vermuten, dass der Vorschlag zur Zuwahl Pringsheims von Ernst Levy ausging.

Fritz Pringsheim blieb nicht mehr viel Zeit, um am Akademieleben teilzunehmen, denn wegen seiner Herkunft geriet er seit 1933 ins Visier der nationalsozialistischen Universitätspolitik. Pringsheim fühlte sich, vor allem über seine Frau, der jüdischen Gemeinde in Freiburg verbunden, der viele prominente Persönlichkeiten der Universität angehörten, z. B. Georg von Hevesy, Max Landau, Hermann Kantorowicz, Edmund Husserl und auch Otto Lenel. Das Haus der

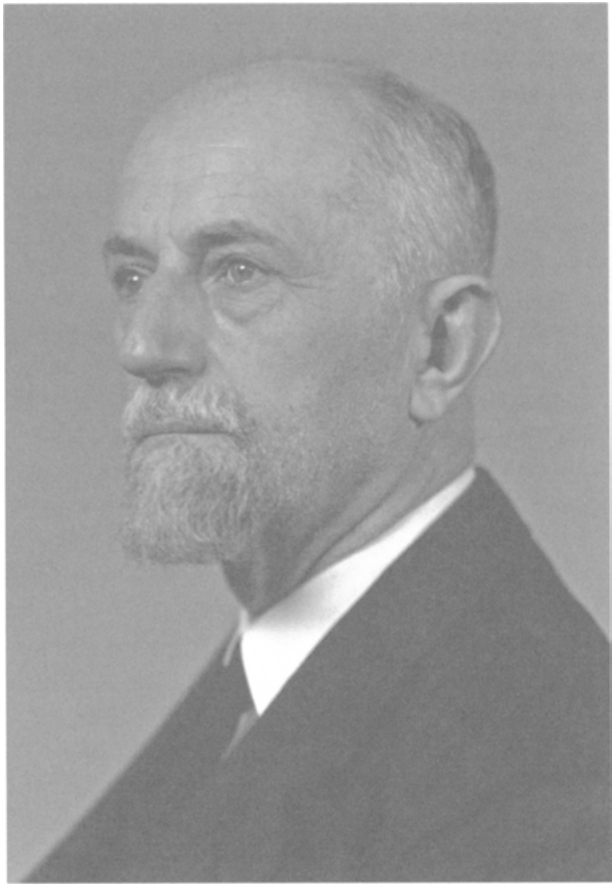
Pringsheims war darüber hinaus einer der gesellschaftlichen Mittelpunkte der Stadt, in dem viel gepriesene „offene Abende" stattfanden, die sich kulturellen Themen und musischen Aktivitäten widmeten. Im Jahr der Machtergreifung hatte Pringsheim noch vor der Freiburger Wissenschaftlichen Gesellschaft über „Höhe und Ende der römischen Jurisprudenz" gesprochen; 1935 wurde er, wie auch Friedrich Brie und Eduard Fraenkel, durch den Rektor der Freiburger Universität aus dem Universitätsdienst entlassen und zwangsweise emeritiert. Bis dahin war er als ehemaliger Frontkämpfer noch von Repressalien verschont geblieben. Vor allem mit Rücksicht auf seine vielköpfige Familie und die nun unzureichende wirtschaftliche Situation emigrierte Fritz Pringsheim, nach längerer Suche nach passenden Angeboten, 1939 mit seiner Frau und den Kindern nach England. An der Universität Oxford fand er als Lecturer und Tutor eine neue Beschäftigungsmöglichkeit, auch dank der Unterstützung durch den ebenfalls dorthin emigrierten Eduard Fraenkel. Wie viele Emigranten litt er jedoch unter den materiellen Nöten und dem Verlust der Heimat. In der für sein Gastland besonders schwierigen Phase zwischen 1940 und 1941 wollte niemand seine Seminare besuchen; Pringsheim konstatierte in einem Brief enttäuscht: „Nobody made use of my learning for education in Oxford".

Zusammen mit anderen Akademiemitgliedern wurde Fritz Pringsheim 1938 in eine Liste der „Juden, Mischlinge und jüdisch Versippten" aufgenommen, die die Akademie auf Anordnung des Karlsruher Ministeriums hin erstellt hatte. Wie anderen wurde auch ihm nahe gelegt, freiwillig aus der Gelehrtengesellschaft auszuscheiden. Doch ähnlich Georg Bredig gab Pringsheim an den geschäftsführenden Sekretär der Akademie, Friedrich Panzer, an Weihnachten 1938 nüchtern Folgendes zurück: „Ich bin Jude und jüdisch versippt. Eine andere Aeusserung habe ich nicht abzugeben. Ich muss es Ihnen selbst überlassen, zu tun, was Ihnen befohlen ist." 1939 wurde Fritz Pringsheim aus der Mitgliederliste der Akademie gestrichen.

1946 kehrte er erstmals nach Freiburg zurück; die Universität setzte ihn im gleichen Jahr wieder in seine Position und seine Rechte als Ordinarius ein. Zwar pendelte Pringsheim noch bis 1951 zwischen Oxford und Freiburg hin und her, doch hielt ihn das nicht ab, rege am Wiederaufbau der Universität teilzunehmen, vor allem durch die

Förderung der studentischen Angelegenheiten. 1950 erschien eine Summe seiner Forschungen zum Griechischen Recht („The Greek Law of Sale"). Zusammen mit dem Mediävisten Gerd Tellenbach baute er das Geschichtliche Rechtsinstitut wieder auf. Noch lange nach seiner Emeritierung 1948 lehrte Pringsheim, der im Alter durch Ehrendoktorate der Universitäten Athen, Frankfurt a.M. und Glasgow geehrt wurde, in seinem Fachgebiet. Die Bundesrepublik zeichnete den einst Vertriebenen 1957 für seine wissenschaftlichen und universitären Verdienste mit dem Großen Bundesverdienstkreuz aus, 1963 mit dem Großen Bundesverdienstkreuz mit Stern.

Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften fragte 1947 bei ihm an, ob er bereit sei, wieder in ihre Reihen und in seine alten Rechte eines korrespondierenden Mitglieds einzutreten. Fritz Pringsheim streckte ihr versöhnlich die Hand aus und verzieh ihr das begangene Unrecht. 1952, in seinem siebzigsten Lebensjahr, hielt er vor der Philosophisch-historischen Klasse einen Vortrag über eines seiner Paradethemen, „Ausbreitung und Einfluß des Griechischen Rechts", der 1952 in den Sitzungsberichten der Klasse erschien. Gelegentlich besuchte er später auch noch Veranstaltungen der Akademie. Im Alter von 85 Jahren starb Fritz Pringsheim am 24. April 1967 in Freiburg im Breisgau.



Hermann Ranke (1878–1953)

Heinrich Johannes Hermann Ranke wuchs zusammen mit zwei Geschwistern in einem schwäbischen Pfarrhaus auf. Am 5. August 1878 kam er in Balgheim (heute Möttingen), am Rande der alten Reichsstadt Nördlingen im Ries gelegen, als Sohn des Pfarrers Friedrich Ranke und dessen Frau Julia zur Welt. Die Familie übersiedelte jedoch bald nach Lübeck, wo Hermann Ranke seine Jugend- und Schulzeit verbrachte und auch das Abitur ablegte. Ab 1897 nahm er zunächst, dem väterlichen Beispiel folgend, ein Studium der Evangelischen Theologie an den Universitäten Göttingen und Greifswald auf, wechselte dann aber zur Ägyptologie und zu den Orientalischen Sprachen, die er in Berlin und München belegte. In München wurde er 1902 bei dem Orientalisten Fritz Hommel über ein prosopographisch angelegtes Thema („Die Personennamen in den Urkunden der Hammurabidynastie") promoviert. Diese Untersuchungsform wurde leitend für viele seiner späteren altägyptischen und assyriologischen Forschungen.

Nach der Promotion erhielt Ranke ein Stipendium der Universität Philadelphia und gehörte der Ägyptischen Abteilung ihres Museums von 1902 bis 1905 als Fellow an, wo er die Erträge einer Babylonexpedition bearbeitete, die eng verknüpft waren mit seinen eigenen Forschungen („Babylonian legal business documents from the time of the first dynasty of Babylon", 1906). Seine Dissertation erschien in erweiterter Form auf Englisch in der Schriftenreihe des Museums („Early babylonian personal names from the published tablets of the so-called Hammurabi dynasty", 1905). Zurückgekehrt nach Deutschland, trat er eine Assistentenstelle in der Ägyptischen Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin an und heiratete die jüdische Künstlerin Marie Elisabeth Stein; zusammen mit ihr hatte er drei Kinder. Ranke beschäftigte sich nun vorwiegend mit Erschließungsproblemen zur altägyptischen Sprachüberlieferung („Keilschriftliches Material zur altägyptischen Vokalisation", 1910 erschienen in den Abhandlungen der Philosophisch-historischen Klasse der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften) und mit Editionstätigkeiten („Ägyptische Texte", 1909). Daneben übersetzte er die „History of Egypt" des prominenten amerikanischen Orientalisten und Archäologen James H. Breasted ins Deutsche. 1910 in Berlin habilitiert, wurde er im Jahr darauf als etatmäßiger außerordentlicher Pro-

fessor für Ägyptologie an die Universität Heidelberg berufen. Seit den Berliner Tagen war er korrespondierendes Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts.

Ranke war vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit Ausgrabungen und Feldforschungen in Ägypten beschäftigt, so für die Deutsche Morgenländische Gesellschaft 1912/13 in Tell el-Amarna unter der Leitung von Ludwig Borchardt, bei der auch die bekannte Kopfbüste der Nofretete aufgefunden wurde. Ein Jahr später leitete er die von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Freiburger Wissenschaftlichen Gesellschaft gemeinsam finanzierte Expedition, die die Untersuchung der koptischen Friedhöfe bei Qarâra und des Amontempels Sche-schonks I. bei el-Hibe zum Ziel hatte. Beteiligt an ihr war auch der Heidelberger Papyrologe Friedrich Bilabel. Damit wurde Hermann Ranke eines der frühesten Forschungsvorhaben der Akademie übertragen; er selbst war seit 1913 deren außerordentliches, ab 1924 dann ihr ordentliches Mitglied. Der wissenschaftlichen Kommission, die diese Unternehmung begleitete, gehörte u.a. das Gründungsmitglied der Akademie, der Orientalist Carl Bezold an. Die Grabungsergebnisse konnten jedoch, bedingt durch Krieg und Inflation, erst 1926 veröffentlicht werden; Fundstücke aus den Expeditionen bereicherten die durch Hermann Ranke begonnene Sammlung des Heidelberger Ägyptologischen Instituts.

Während des gesamten Ersten Weltkriegs diente Hermann Ranke in der deutschen Armee – zuletzt im Rang eines Leutnants – und wurde mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet. Nach Kriegsende konnte er seine Publikationstätigkeit wieder aufnehmen („Das altägyptische Schlangenspiel", 1920 erschienen in den Sitzungsberichten der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie). 1922 wurde seine außerordentliche Professur in ein Ordinariat für Ägyptologie umgewandelt. Zwei Jahre später lehnte er einen Ruf an die Bonner Universität ab und nahm stattdessen nochmals an mehreren Grabungskampagnen in Ägypten teil. 1925 wurde er ordentliches Mitglied der Kommission für das Deutsche Institut für Ägyptische Altertumskunde in Kairo. Die zahlreichen Auslandsreisen und anstrengenden Feldforschungen schwächten jedoch zusehends Rankes Gesundheit. In der Zeit der nationalsozialistischen

Machtübernahme nahm er eine Gastprofessur an der Universität von Wisconsin in Madison wahr. Seit 1928 war Ranke Direktor des von ihm neu gegründeten Ägyptologischen Instituts

Hermann Ranke wurde ab 1933 vor allem wegen seiner jüdischen Ehefrau bedrängt, er galt als „jüdisch versippt". Das badische Kultusministerium vermerkte das „nichtarische" Eheverhältnis. Im Juni 1937 wurde wegen angeblicher „Begünstigung eines Fahnenflüchtlings" ein Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet, weil er und seine Frau den Kontakt zu einem nach Paris geflüchteten Freund ihres Sohnes aufrecht erhalten hatten. Das Disziplinargericht wertete dies als „Verletzung der Treuepflicht" gegenüber dem nationalsozialistischen Staat. Gemäß den Ausführungsbestimmungen zum „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" wurde Ranke daher Ende November 1937 in den Ruhestand versetzt. Ein inneruniversitärer Grund mag neben diesen Vorwürfen die „verhältnismäßig zurücktretende Bedeutung seines Faches im allgemeinen Lehrbetrieb der Fakultät" – wie sich der Dekan Hermann Güntert ausdrückte – gewesen sein. Man maß dem Fach Ägyptologie wenig Relevanz bei für die neue Ideologie.

Zusammen mit seiner Frau wich Ranke nach diesen Ereignissen zunächst erneut an die Universität von Wisconsin aus, denn trotz seiner politischen Missliebigkeit und seines Familienstandes galt er als „würdiger Vertreter der deutschen Wissenschaft im Ausland" und durfte daher noch während des Krieges Auslandsreisen unternehmen. Auch beließ man ihm zumindest zeitweilig die Möglichkeit, als Institutsdirektor die Diensträume des Ägyptologischen Seminars weiter zu nutzen – dies war jedoch nicht etwa seinen Verdiensten geschuldet, sondern dem Umstand, dass einer seiner Söhne im Krieg geblieben war, und seiner „tadellosen Haltung" während seiner Auslandsaufenthalte. Ohne seine Frau nahm er 1939 mit amerikanischer Unterstützung nochmals eine Gastprofessur wahr, diesmal an der University of Pennsylvania in Philadelphia. Der Kriegseintritt der USA, die zeitweilige Sperrung des atlantischen Schiffsverkehrs für zivile Transporte und der Umstand, dass er in Amerika vorübergehend interniert und verhört wurde, verhinderten jedoch seine Rückkehr nach Deutschland bis 1942. Seine Frau blieb in diesen besonders für sie bedrohlichen Jahren alleine in Heidelberg zurück. Dort

wieder angekommen, übersiedelte Hermann Ranke zusammen mit ihr nach Freiburg.

Der Heidelberger Akademie der Wissenschaften gehörte Ranke bis zu seinem Ausschluß 1939 an. Noch 1937 hatte er die Sitzungsberichte der Philosophisch-historischen Klasse durch einen Forschungsbericht belebt („Grundsätzliches zum Verständnis der ägyptischen Personennamen in Satzform", 1937). Wie viele andere der später Ausgeschlossenen vertrat Ranke liberale politische Positionen, daneben kritisierte er besonders die kirchenpolitischen Maßnahmen des NS-Regimes. Aufgrund einer ministeriellen Anordnung wurde er wegen seiner „jüdischen Versippung" in einer akademieinternen Liste von Mitgliedern geführt, die für den Ausschluß vorgesehen waren. Aufgrund seiner Auslandsaufenthalte, die freilich durch seine prekäre universitäre Situation bedingt waren, wurde er noch vor seiner Entfernung aus der Akademie als „im Ausland lebendes ehemaliges Akademiemitglied" eingestuft. Zum Zeitpunkt seiner rassisch motivierten Vertreibung aus der Akademie hielt er sich gerade als Gastprofessor in Philadelphia auf.

Hermann Ranke hat die Entscheidung über seinen Ausschluß aus der Akademie nicht akzeptiert. Aus dem Ausland, aber auch von seinem zeitweiligen Rückzugsort in Freiburg aus, wo er zusammen mit seiner Frau bis zum Ende des Dritten Reichs ausharrte, mahnte er regelmäßig die Zusendung der Akademieberichte an. Noch vor seiner offiziellen Wiederaufnahme als ordentliches Mitglied 1947 ist er wieder in der Akademie erschienen; er war einer der Teilnehmer der ersten Nachkriegssitzung am 27. Juli 1946. Ein Jahr später diente der auf seinen Lehrstuhl an die Universität zurückgekehrte, bereits im achtundsechzigsten Lebensjahr stehende Ranke seiner Philosophischen Fakultät noch kurzzeitig als Dekan. Ägypten, das Land, dass er oft bereist und dessen Kultur und Sprache er erforscht hatte, suchte er 1951 im Zuge einer Gastprofessur an der Faruq-Universität in Alexandria ein letztes Mal auf. Am 22. April 1953 starb Hermann Ranke in Freiburg.

Artur Rosenthal (1887–1959)

„Daraufhin und da es überhaupt zweifelhaft war, ob der ohne unser Verschulden zwischen uns und der Studentenführung entstandene Riß beseitigt werden könnte, haben am 1.6. Vormittag zuerst Herr Liebmann und sodann auch ich den Entschluß gefaßt, den Kampf aufzugeben und unsere Emeritierung zu beantragen." Mit diesen Worten tat Artur Rosenthal, der seit 1922 am Mathematischen Institut der Universität Heidelberg als Ordinarius für Angewandte Mathematik gewirkt hatte, im Juni 1935 dem Rektor, dem Badischen Ministerium des Unterrichts und dem Reichswissenschaftsministerium in Berlin seinen Rückzug aus der Universität kund. Er reagierte damit auf die fortgesetzten Störungen und den Boykott seiner Vorlesungen und Übungen durch große Teile der Studentenschaft und das nicht genehmigte Abhalten von Konkurrenzveranstaltungen. Zugleich hatte Artur Rosenthal sehr klar gesehen, dass seine wissenschaftliche Existenz an der Ruperto-Carola, wie auch die seines Kollegen Heinrich Liebmann, als eines „Nichtariers" unerwünscht und unmöglich geworden war.

Der musisch begabte Artur Rosenthal, der bis ins hohe Alter hinein das Violinspiel pflegte, stammte aus Fürth, wo er am 24. Februar 1887 als Sohn des Kaufmanns Otto Rosenthal und dessen Frau Jette, geb. Heilbronner, geboren worden war. Seine Schul- und Jugendzeit verbrachte er indessen in München, wohin seine Eltern bald übergesiedelt waren. Zum Wintersemester 1905/06 begann er sein Studium der Mathematik und Physik an der Universität und an der Technischen Hochschule in München, das er 1909 mit dem Lehramtsexamen und der Promotion über ein geometrisches Problem abschloß („Untersuchung über gleichflächige Polyeder", erschienen 1910 in den Nova Acta der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina). Seine Münchener Lehrer waren der Physiker Wilhelm Conrad Röntgen, der Astronom Hugo von Seeliger sowie die Mathematiker Ferdinand von Lindemann und Alfred Pringsheim. Besonders von Lindemann förderte ihn als Doktoranden. Artur Rosenthal war anschließend, bis zur Unterbrechung durch den Militärdienst im Ersten Weltkrieg, Assistent am Mathematischen Institut der Technischen Hochschule bei Heinrich Burkhardt. Um sich mit dessen axiomatischen Forschungen vertraut zu machen, suchte er während seiner Assistentenzeit auch David Hilbert in Göttingen auf. Seine 1912

in München eingereichte Habilitationsschrift behandelte Fragen der direkten Infinitesimalgeometrie in der projektiven Ebene („Über die Singularitäten der reellen ebenen Kurven", erschienen 1913). Fast alle weiteren mathematischen Forschungen, die Rosenthal in seinem Forscherleben durchführte, waren stets „ausgezeichnet durch ungewöhnliche Präzision bis in alle Einzelheiten", wie der Erlanger Mathematiker Otto Haupt in seinem Nachruf rühmte. Rosenthals Forschungsbemühungen berührten fortan entweder Problemkreise der Geometrie, der Analysis oder der mengentheoretischen Topologie.

1920 wurde Artur Rosenthal, der unverheiratet blieb, zum außerordentlichen Professor an die Münchener Universität berufen, 1922 als planmäßiger außerordentlicher Professor für angewandte Mathematik an das Mathematische Institut der Universität Heidelberg. Dort trat er die Nachfolge des nach Stuttgart gegangenen Friedrich Pfeiffer an. Inhaltlich vertrat Rosenthal trotz des Zuschnitts seiner Professur allerdings immer eher die reine Mathematik, stand also mehr in der Tradition des früheren Ordinarius und Akademiemitglieds Oskar Perron, der 1922 einem Ruf nach München gefolgt war. Schon zwei Jahre nach seinem Dienstantritt in Heidelberg gelang Rosenthal eine seiner wichtigsten Veröffentlichungen, die „Neueren Untersuchungen über Funktionen reeller Veränderlicher", die in der Enzyklopädie der Mathematischen Wissenschaft erschienen. Nach der Ablehnung eines Rufs an die Universität Gießen gelang es ihm zwischen 1930 und 1932, Status und Gehalt eines Ordinarius zu erlangen. 1932 stand er seiner Fakultät als Dekan vor.

1930 nahm ihn die Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften in ihre Reihen auf. Den Antrag für seine Aufnahme hatte sein Freund und Kollege Heinrich Liebmann gestellt. Artur Rosenthal brachte mehrfach, vermittelt durch Liebmann auch schon in der Zeit vor seiner Zuwahl, mathematische Erkenntnisse in den Sitzungsberichten seiner Klasse zur Publikation („Über die Existenz der Lösungen von Systemen gewöhnlicher Differentialgleichungen, 1929; „Über die Nichtexistenz von Kontinuen in gewissen Mengen mit einziger Ordnungszahl, 1934). Auf ihn und Liebmann gingen darüber hinaus die Vorschläge zur Zuwahl der Mathematiker Gustav Doetsch und Ernst Zermelo zu außerordentlichen Mitgliedern zurück.

Sehr rasch nach der nationalsozialistischen Machtergreifung geriet Artur Rosenthal am Heidelberger Mathematischen Institut in Bedrängnis. Zwar war er als ehemaliger Frontkämpfer zunächst im Amt belassen worden, doch hetzten antisemitische Kreise gegen die angebliche „Verjudung" der mathematischen Forschung. Das 1934 erlassene Prüfungs- und Promotionsverbot für jüdische Professoren, von dem Artur Rosenthal wie auch Heinrich Liebmann gleichermaßen betroffen waren, führte dann zum fast vollständigen Erliegen einer geordneten Examinierung am Mathematischen Institut. Ein Jahr später beschlossen der Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, das Akademiemitglied Otto Erdmannsdörffer, und der amtierende Rektor Wilhelm Groh, Rosenthal und Liebmann baldmöglichst durch „arische" Professoren zu ersetzen bzw. an außerbadischen Universitäten unterzubringen. Erdmannsdörffer sah sich zu diesem Schritt auch von der breiten Protest- und Boykottbewegung motiviert, die seitens der nationalsozialistischen Studentenschaft initiiert worden war und trotz ihrer Illegalität auf willkommene Duldung stieß, bei den Vorgängen am Mathematischen Institut etwa auf die des amtierenden Dekans, des Astronomen und Akademiemitglieds Heinrich Vogt.

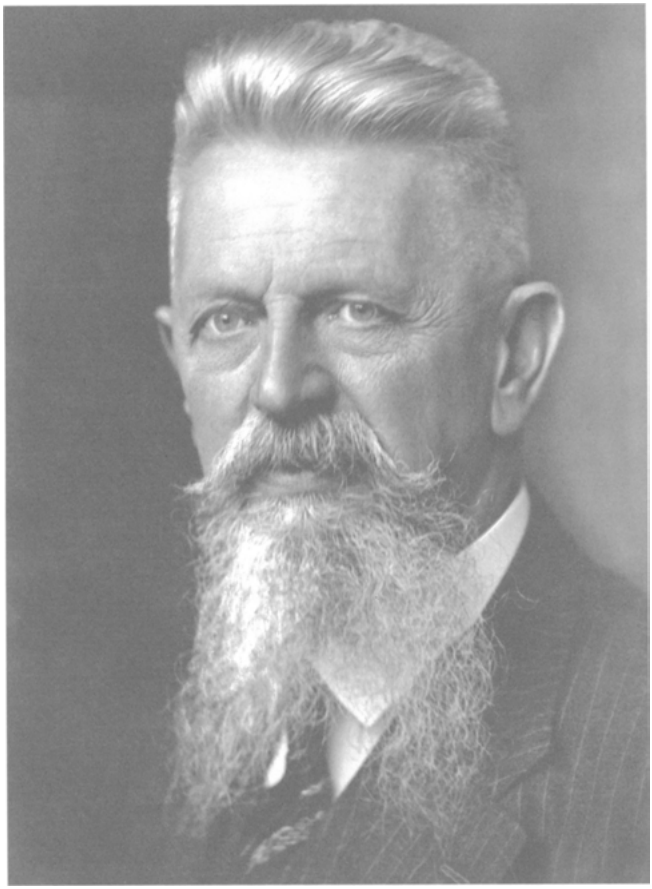
Der Protest Rosenthals gegen diese Anfeindungen fruchtete nichts, vielmehr verschlechterte sich seine persönliche und berufliche Situation zusehends. Im Februar 1936 entzog man dem zwangsweise Emeritierten rückwirkend zu Ende 1935 die Venia legendi, womit auch die Löschung seines Namens im Vorlesungsverzeichnis verbunden war. Während der „Reichspogromnacht" vom 8./9. November 1938 wurde Rosenthal in Schutzhaft genommen und für vier Wochen im Konzentrationslager Dachau interniert. Er bemühte sich nach seiner Rückkehr nach Heidelberg, wo er zusammen mit seiner Mutter wohnte, um die Genehmigung zum Verlassen des Landes sowie um Arbeitsmöglichkeiten außerhalb Deutschlands. 1939 gelangte er – mit zehn Reichsmark in der Tasche – zunächst nach Holland und von dort später weiter in die Vereinigten Staaten. Seine Bibliothek verlor er 1940 während eines Angriffs der deutschen Luftwaffe auf Rotterdam. In Holland erhielt Artur Rosenthal eine Einladung der University of Michigan, dort als Lecturer und Research Fellow zu arbeiten. Aus den Vereinigten Staaten gelang es ihm noch

1941, seine bereits 75jährige Mutter, die von Heidelberg aus ins südfranzösische Konzentrationslager Gurs verschleppt worden war, ebenfalls in die USA zu holen.

Noch 1934 hatte Artur Rosenthal in der Akademiefestschrift anlässlich des 60. Geburtstags von Heinrich Liebmann publiziert. Bereits ein Jahr später sprach der geschäftsführende Sekretär, der Mineraloge Otto Erdmannsdörffer, bei Rosenthal vor und signalisierte das Ziel der jüngeren Akademiemitglieder, zukünftig „über die neue Art Wissenschaft" referieren zu wollen, wobei die Anwesenheit der jüdischen Mitglieder (gemeint waren neben Rosenthal auch Levy, Meyerhof und Liebmann) unerwünscht und „peinlich" sei. Erdmannsdörffer legte ihnen den freiwilligen Rücktritt aus der Akademie nahe. Rosenthal als Vertreter der so Angesprochenen gab „von Seiten der Nichtarier" die Entscheidung darüber an die Akademie zurück, denn „die Nichtarier sind in der heutigen Gesetzgebung etc. so sehr nur Objekt, dass sie sich nicht veranlasst fühlen könnten, als Subjekte hier Entscheidungen zu treffen, die nur von der Akad[emie] als solcher grundsätzlich ausgehen können." Von der Wahl des neuen Klassensekretärs, des überzeugten Nationalsozialisten Johann Daniel Achelis, blieben Artur Rosenthal und Otto Meyerhof ausgeschlossen, wie auch von Sitzungen und Nachrichten aus der Akademie. Daraufhin trat Rosenthal am 6. Juli 1937 zusammen mit Meyerhof aus Protest gegen die „offenkundige Verletzung der Akademie-Satzungen" aus der Akademie aus. Achelis sah dies freilich als „ersten Schritt für die Reorganisation der Akademie".

Nach Kriegsende hat sich die Heidelberger Akademie um die Restitution von Artur Rosenthal als nun korrespondierendes Mitglied bemüht. Dieser war seit 1942 zunächst Lecturer, dann Assistant Professor, seit 1946 Associated Professor an der University of New Mexico gewesen, schließlich seit 1947 ordentlicher Professor an der Purdue University in Lafayette/Indiana. Auf amerikanischem Boden legte er noch selbst und in Zusammenarbeit mit anderen einige wegweisende mathematischen Publikationen vor („Set Functions", 1948; „Introduction to the Theory of Measure and Integration", 1955). 1949 wurde er von der Ruperto-Carola in die Rechtsstellung eines entpflichteten ordentlichen Professors der Universität Heidelberg wiedereingesetzt. Rosenthal schlug das Angebot der Akademie nicht aus,

kehrte sogar noch einmal nach Deutschland zurück und besuchte 1954 anläßlich seines 70. Geburtstages eine der Akademiesitzungen, wobei der Akademiepräsident Hans Kienle ihn würdigte. Am 15. September 1959 erlag Artur Rosenthal in Lafayette einem Schlaganfall.



WILHELM SALOMON-CALVI (1868–1941)

Wilhelm Salomon wurde am 15. Februar 1868 in Berlin als Sohn des Fabrikanten Adolf Salomon und dessen Frau Hulda (geb. Potocky-Nelken) in eine jüdische Familie hinein geboren. Nach dem Schulbesuch in Berlin studierte er ab 1886 an den Universitäten in Zürich, Berlin, Leipzig und München Geologie und Mineralogie. Schon früh zeichnete sich dabei die Begabung Salomons, der auch ein ausgezeichneter Bergsteiger war, für den Aufschluß von Gesteinen im Freiland ab, wobei er von Anfang an der Erforschung der Geologie der Alpen besondere Aufmerksamkeit schenkte. Nicht umsonst studierte er für einige Semester dieses Fach an „Alpenuniversitäten", bei Albert Heim in Zürich und bei August Rothpletz in München. In seiner 1890 in Leipzig bei dem Geologen Hermann Credner und dem Mineralogen Ferdinand Zirkel eingereichten Dissertation „Geologische und petrographische Studien am Monte Aviolo im italienischen Antheil der Adamellogruppe" fand Salomon ein prägendes Thema für seine jungen und mittleren Forscherjahre. In Edolo am Fuße des Adamellostocks lernte Salomon auch seine zukünftige Frau, die Italienerin Rosalie Calvi kennen, die er 1893 heiratete. Nach dem Tod seiner Mutter (1892) konvertierte er vom mosaischen zum katholischen Bekenntnis seiner Ehefrau. Lebenslange Verbundenheit mit seiner 1915 verstorbenen Frau zeigte der vierfache Vater und frühe Witwer darüber hinaus durch die Annahme des Namens Calvi als Zweitnamen an. Im Jahr seiner Heirat begann eine dreijährige Assistentenzeit am Mineralogischen Institut der Universität Pavia. Hier legte er auch eine erste Habilitationsschrift vor.

1897 kehrte Salomon-Calvi nach Deutschland zurück und habilitierte sich bei Herbert Rosenbusch mit der in Italien entstandenen Schrift „Alter, Lagerungsform und Entstehungsart der peradriatischen granitisch-körnigen Massen" nach Heidelberg um. Seit 1899 außerordentlicher Professor, wurde er 1891 „etatmäßiger außerordentlicher Professor" für Paläontologie und Stratigraphie an der Ruperto-Carola. Anknüpfend an seine frühen wissenschaftlichen Werke und als Summe seiner Dolomitenforschungen erschien in den Abhandlungen der Geologischen Reichsanstalt Wien ein zweibändiges Werk über „Die Adamellogruppe" (1908). Daneben widmete er sich nun verstärkt Arbeiten über die Geomorphologie Südwestdeutschlands, besonders auch des Odenwalds und des Kraichgaus

sowie Grundlagen seiner Disziplin, die sich z.B. in einer intensiven Auseinandersetzung mit der von Alfred Wegener begründeten Plattentektonik zeigten. Nach der Ablehnung eines Rufs an die Universität Leipzig wurde Salomon-Calvi 1913 als ordentlicher Professor für Geologie und Paläontologie zum Nachfolger Rosenbuschs und danach zum Geheimen Hofrat ernannt.

Drei Jahre später wählte ihn die Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied. Ihm oblag die Leitung zweier wichtiger früher Akademieunternehmungen, so die mit Unterbrechungen geförderte Bergung und Erschließung der Fossilienfunde von Mauer an der Elsenz, deren herausragendes Stück der schon früher aufgefundene Unterkiefer des „Homo heidelbergensis" darstellte. Als Direktor des Geologisch-Paläontologischen Instituts hatte sich Salomon-Calvi schon vor seiner Berufung in die Akademie um die Sicherung und die geologische Aufnahme des Fundplatzes sowie die Auswertung und Konservierung der Fundstücke durch Akademiemittel bemüht. In Zusammenarbeit mit der paläontologischen Abteilung des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe wurde auf Antrag Salomon-Calvis ein weiteres Vorhaben, die Erstellung des „Oberrheinischen Fossilienkatalogs" (1929–1936), ins Leben gerufen, der in zehn Abteilungen umfassend die fossilführenden Schichten des Oberrheingrabens erschloß. Einzelstudien der Bearbeiter erschienen zwischen 1930 und 1934 in den Sitzungsberichten der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie. Er selbst bereicherte die Sitzungsberichte in den zwanziger Jahren mit zahlreichen Beiträgen. Über Heidelberg hinaus wurden seine wissenschaftlichen Verdienste gewürdigt durch Berufungen zum korrespondierenden Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1919) und der Königlichen Akademie der Wissenschaften und der Künste in Barcelona (1928).

Daß Heidelberg beinahe zur „Kurstadt" geworden wäre, ist ebenfalls ein Verdienst Salomon-Calvis, erbohrte er doch 1918 am südlichen Neckarufer eine heilsame Radium-Sol-Quelle, die später mit einer Kurmittelanlage umgeben und wo bis zum Versiegen dieser Quelle Ende der fünfziger Jahre sogar ein Badebetrieb aufrechterhalten wurde. Die Stadt Heidelberg lohnte ihrem berühmten Geo-

logen diese Entdeckung 1926 mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde. Sieben Jahre später wurde sein Name aus der Liste der Heidelberger Ehrenbürger wieder gestrichen.

Seine zahlreichen gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und universitären Verdienste vermochten Wilhelm Salomon-Calvi nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht zu schützen, auch nicht die Tatsache, dass er noch am 18. Januar 1933 vor der Universität die Festrede zum Reichsgründungstag gehalten hatte („Die Bedeutung der Bodenschätze und Bodenformen für Deutschlands politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung"). Kurz nach dieser Rede begannen die Demütigungen und die Zerstörung seiner bürgerlichen Existenz. Zwar wurde er als Vorkriegsbeamter nicht wie andere zwangsweise in den Ruhestand versetzt; nachdem aber bekannt geworden war, dass er 1934 einem Ruf an die Universität Ankara folgen würde, wurde er sofort emeritiert; ein Jahr später entzog man dem Emigrierten nachträglich die Lehrerlaubnis. An den Kanzler der Universität Heidelberg richtete der eben Vertriebene einen erschütternden letzten Gruß: „Meine Heidelberger Zeit ist das wesentliche Stück meines Lebens. Daran kann weder das, was vorausging, nach das, was folgen soll, etwas ändern. Es schmerzt mich, meine Alma Mater zu verlassen, es schmerzt mich, so vielen lieben Freunden den Abschiedsgruß zu entbieten."

In der Sitzung der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse vom 11. Juli 1934 verabschiedete sich Wilhelm Salomon-Calvi noch offiziell vor der Akademie. Bis 1937 wurde er noch weiter als auswärtiges Mitglied geführt, danach aus der Liste der Mitglieder gestrichen. Bis zu seiner Emigration hatte er das Vorhaben des Fossilienkatalogs weiter betreut und sogar von Ankara aus 1936 Vor- und Nachwort zu diesem Werk beigesteuert.

Als die Nachricht vom Tod des in die Türkei emigrierten Geologen und Paläontologen Wilhelm Salomon-Calvi, der am 15. Juli 1941 in Ankara starb, Heidelberg erreichte, hatte die Stadt einen prominenten Bürger, hatten Universität und Akademie einen bedeutenden Wissenschaftler verloren. Der 1959 erschienene Nachruf der Akademie beschönigte dunkel das „dumpfe Ahnen einer ungewissen Zukunftsentwicklung", das sich seit 1933 über das Leben Salomon-Calvis gesenkt habe. Doch hatte er in Wirklichkeit keine andere Wahl

gehabt, als Deutschland zu verlassen, und die Annahme des 1934 ergangenen Rufs auf den Lehrstuhl für Geologie – bereits im sechsundsechzigsten Lebensjahr stehend – an der unter Kemal Atatürk neu geschaffenen Landwirtschaftlichen Hochschule in Ankara war ohne Alternative gewesen und hatte letztlich mehr unter dem Zeichen der Flucht denn der Ehre gestanden. Nicht zur Veröffentlichung gelangte Passagen des Nachrufs hielten fest: „Ohne gehässigen Zwang vermochte er hier seinen Lehrstuhl zu verlassen und dem Rufe zu folgen. Er tat es in der sicheren Annahme, dass es sich nur um wenige Jahre handele und er wieder nach Heidelberg zurückkehren würde. Rückblickend können seine Freunde heute sagen, dass dieser einschneidende Lebenswechsel ein Glück bedeutete, unausdenkbar sein Schicksal, wenn er dem Rufe nicht gefolgt wäre."

EUGEN TÄUBLER (1879–1953)

Nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur fragte die Heidelberger Akademie der Wissenschaften bei Eugen Täubler an, ob er als korrespondierendes Mitglied in den Kreis ihrer Gemeinschaft zurückkehren wolle. Dem hat der Althistoriker und Erforscher der Judentums, der nach seiner Flucht aus Deutschland seit 1941 als Professor am Hebrew Union College in Cincinnati wirkte, „aus prinzipiellen Gründen" widersprochen. Blickt man auf Lebensweg und wissenschaftliche Bedeutung, zugleich aber auf den Umgang mit der Person dieses Forschers ab 1933, so erscheint die Zurückweisung dieses Angebots weniger als ein Akt der Verbitterung denn der Konsequenz.

Eugen Täubler kam am 10. Oktober 1879 in Gostyń bei Posen zur Welt. Zeitlebens hat er sich nach eigener Auskunft als „Posenscher Jude" gefühlt. Sein Vater Julius Täubler, verheiratet mit Rosalie Pinkus, war Kaufmann in Gostyń, sein Großvater Nathan Täubler ein prominenter Talmudgelehrter: vielleicht gab er seinem Enkel erste Anstöße für dessen spätere intensive Auseinandersetzung mit der Geschichte des jüdischen Volkes. 1898 begann Täubler mit dem Studium an der Berliner Universität. Er hörte Klassische Philologie bei Eduard Norden, Geschichtsphilosophie bei Wilhelm Dilthey und Alte Geschichte bei Theodor Mommsen. 1904 wurde Täubler mit einer Arbeit über „Die Parthernachrichten bei Josephus" promoviert.

Im gleichen Jahr wurde der junge Historiker Volontär am Gesamtarchiv der deutschen Juden in Berlin; von 1906 bis 1916 hat er diese Einrichtung dann auch wissenschaftlich geleitet und zur Blüte geführt. Daneben nahm er eine Dozentur an der Akademie (später: Hochschule) für die Wissenschaft des Judentums wahr und hielt dort Vorlesungen zur jüdischen Geschichte. Zugleich arbeitete er weiter auf althistorischem Gebiet, so erschien 1913 in Leipzig die Schrift „Imperium Romanum. Bd. 1: Die Staatsverträge und Vertragsverhältnisse". Die Teilnahme Täublers am Ersten Weltkrieg unterbrach seine Tätigkeit am Gesamtarchiv. Er diente im Landsturm an der Ostfront, wurde 1916 schwer verwundet und kehrte als Kriegsversehrter zurück. Bei Kriegsende habilitierte er sich in Berlin in Alter Geschichte mit einer Arbeit über „Die Vorgeschichte des Zweiten Punischen Krieges" und übernahm noch im gleichen Jahr die Leitung

des ihm schon vertrauten Forschungsinstituts der Akademie für die Wissenschaft des Judentums. 1922 führte Täubler ein Ruf auf eine außerordentliche Professur an die Universität Zürich; drei Jahre später rief ihn von dort die Ruperto-Carola auf das Ordinariat für Griechisch-Römische Geschichte an der Philosophischen Fakultät. In rascher Folge verfasste er bis Ende der zwanziger Jahre mehrere Monographien, die gleichermaßen Themen der griechischen wie der römischen Antike behandelten („Tyche. Historische Studien", „Die Archäologie des Thukydides", „Bellum Helveticum. Eine Caesar-Studie"). Schon in fortgeschrittenem Alter heiratete Eugen Täubler 1927 Selma Stern: aus großbürgerlicher badischer Familie stammend, war sie die erste Abiturientin des Großherzoglichen Gymnasiums in Baden-Baden und nach ihrer Promotion über „Jud Süß Oppenheimer" (1913) an der Münchner Universität eine der ersten deutschen Historikerinnen gewesen, die einen Doktorgrad erworben hatten. Seit ihrer Anstellung an der Akademie für die Wissenschaft des Judentums zu Beginn der zwanziger Jahre verband sie und Eugen Täubler ein enges berufliches wie privates Band. Zusammen begannen sie an der Edition „Der preußische Staat und die Juden" zu arbeiten; die Veröffentlichung dieses vierbändigen Werks gelang jedoch erst nach dem Tod Täublers zwischen 1962 und 1975. Selma Täubler-Stern folgte ihrem Mann 1941 in die Emigration; in New York war sie 1951 Gründungsmitglied des dortigen Leo-Baeck-Institutes.

Die Heidelberger Akademie wählte Täubler im Jahre 1929 zum ordentlichen Mitglied. Während seiner kurzen Mitgliedschaft legte er zwei Schriften in den Sitzungsberichten der Philosophisch-historischen Klasse vor („Die umbrisch-sabellischen und die römischen Tribus"; „Terremare und Rom"). Zusammen mit weiteren Mitgliedern der Akademie (u.a. Ernst Hoffmann, Otto Meyerhof und Otto Regenbogen) engagierte sich Täubler darüber hinaus an der Universität politisch gegen rechtskonservative Tendenzen. In einer öffentlichen Erklärung wandten sich die Genannten gegen das Verhalten der Theologischen Fakultät im Falle des pazifistischen Berliner Theologen Günther Dehn, der 1931 auf das Ordinariat für Praktische Theologie in Heidelberg berufen worden war, den aber die Theologische Fakultät nach intensiver nationalistischer Propaganda fallen ließ.

Als ab 1933 die Zerstörung der beruflichen und persönlichen Existenz Eugen Täublers einsetzte, verfuhr er in eigener Sache ebenso geradlinig: „Es erschien mir nicht erträglich, als Geduldeter im Amt zu bleiben" – mit diesen Worten wies er die Vergünstigung, die ihm das „Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933 als „Frontkämpfer" des Ersten Weltkriegs durch ein Verbleiben auf dem Lehrstuhl zunächst einräumte, von sich und beantragte seine Emeritierung. Daraufhin wurde er Ende 1933 in den Ruhestand versetzt und kehrte zusammen mit seiner Frau nach Berlin an die weiter bestehende Hochschule für die Wissenschaft des Judentums zurück. Die dort gehaltene Antrittsrede trug den bezeichnenden Titel „Judentum als tragische Existenz". Nach der endgültigen Schließung dieser Einrichtung gelang Eugen Täubler 1941 mit Billigung der Behörden die Ausreise in die Vereinigten Staaten, wohin ihn das Hebrew Union College in Cincinnati berufen hatte. Damit verließ er als letzter der Heidelberger Emigranten Deutschland. Der tiefgläubige Zionist und Historiker seines Volkes sah für seine Glaubensgenossen nur in der Auswanderung eine Möglichkeit zur Fortexistenz. Bereits 1933 legte er daher diversen deutschen Regierungsstellen einen Plan vor, der die Evakuation der deutschen Juden aus dem Reich nach Palästina oder Nordamerika vorsah und verfolgte diesen, der dem kommenden Unheil zuvorkommen wollte, bis zu seiner Emigration weiter.

Die Umstände, unter denen er Heidelberg den Rücken kehren musste, lösten auch die Verbindung mit der Akademie. Täubler hatte sein Heidelberger Ordinariat und die Mitgliedschaft in der Akademie immer als Einheit verstanden. Diese Haltung tat er 1947 in einem Schreiben an den Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse, Martin Dibelius, kund. Seinen Entschluß zum Austritt aus der Akademie ließ er unmittelbar vor seinem Weggang nach Berlin durch seinen Freund, den Mediävisten Karl Hampe, an die Akademie übermitteln. Der Vertreibung kam er auf diese Weise zuvor. Begründend teilte er mit, dass er „das Gefühl der Duldung verlieren", mithin der nun einsetzenden unwürdigen Behandlung seiner Person ausweichen wollte. Als Eugen Täubler schließlich 1953 in Cincinnati starb, gedachte der Präsident der Akademie, der Archäologe Reinhard Herbig, seiner in einer Ansprache.

## *Quellen*

Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), Best. A:
UAH A-219/PA

Universitätsarchiv Heidelberg (UAH), Best. HAW:
Nr. 8, 10, 11, 14, 15, 16 (Allgemeine Akten).
Nr. 94, 96, 156, 179, 219, 239, 288, 290, 322, 374, 383, 388, 397, 407, 466, 490 (Personalakten).

Repertorien des Universitätsarchivs Heidelberg. Abt. 2: Ältere Bestände (bis 1969). – 8.1: Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 2 Teile, Heidelberg 2004.

## *Literatur*

Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), 56 Bde., Leipzig 1875–1912.

Ansprachen am 20. Januar 1958 zur Feier des 75. Geburtstages von Prof. Dr. Dr. h. c. Fritz Pringsheim im Theatersaal der Alten Universität Freiburg im Breisgau, hrsg. von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Freiburg i. Br., Freiburg i. Br. 1958.

Badische Biographien, i. A. der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. von Bernd Ottnad, 5 Bde., Stuttgart 1982–2005 (NF von Bd. 1–6, ersch. Stuttgart 1875–1935).

Becke, Margot/Pfannenstiel, Max, Gedenkfeier zum 100. Geburtstag von Wilhelm Salomon-Calvi, in: Ruperto-Carola 43/44 (1968), S. 246–260.

Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, unter der Gesamtleitung des Instituts für Zeitgeschichte in München hrsg. von Werner Röder, 3 Bde., München 1980–1983 [Ndr. München 1999].

Classen, Carl Joachim, Eduard Fraenkel, 1888–1970, in: Göttinger Gelehrte. Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen in Bildnissen und Würdigungen 1751–2001, hrsg. von Karl Arndt, Gerhard Gottschalk und Rudolf Smend, Bd. 1, Göttingen 2001, S. 430.

Deichmann, Ute, The Expulsion of Jewish Chemists and Biochemists from Academia in Nazi Germany, in: Perspectives on Science. Historical – Philosophical – Social 1999, Vol. 7, No. 1, p. 1–86.

Drüll, Dagmar, Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932. Hrsg. i. A. des Rektors der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Berlin u.a. 1986.

Eckart, Wolfgang U./Sellin, Volker/Wolgast, Eike (Hrsg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006.

Encyclopaedia judaica, ed. by Fred Skolnik and Michael Berenbaum, 22 Vols., Detroit et al., 2nd Ed. 2007.

Engel, Michael, Die Pringsheims. Geschichte einer schlesischen Familie (18.–20. Jahrhundert), in: Aus Wissenschaftsgeschichte und -theorie. Hubert Laitko zum 70. Geburtstag überreicht von Freunden, Kollegen und Schülern, hrsg. von Horst Kant und Annette Vogt, Berlin 2005, S. 189–221.

Freudenberg, Karl Johann, Rückblicke auf ein langes Leben. Lebenserinnerungen des Chemikers Karl Johann Freudenberg (1886–1993), Heidelberg 1999.
Gottwald, Siegfried (Hrsg.), Lexikon bedeutender Mathematiker, Thun 1990.
Haenicke, Gunta/Finkenstaedt, Thomas, Anglistenlexikon 1825–1990, Augsburg 1992.
Handbuch der Emigration. Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd. 1, München u.a. 1980.
Haupt, Otto, Artur Rosenthal†, in: Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung 63 (1969), S. 89–96.
Heß, Jürgen C./Lehmann, Hartmut/Sellin, Volker (Hgg.), Heidelberg 1945 (Transatlantische historische Studien 5), Stuttgart 1996.
Hieber, Walter, Stefan Goldschmidt (26.3.1889–20.12.1971), in: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1972, S. 294–299.
Hieronimus, Ekkehard, Theodor Lessing, Otto Meyerhof, Leonard Nelson. Bedeutende Juden in Niedersachsen, Hannover 1964.
Hoepke, Klaus-Peter, Auswirkungen der nationalsozialistischen Rassenpolitik an der Technischen Hochschule Fridericiana Karlsruhe 1933–1945, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 137 (1989), S. 383–413.
Ders., Geschichte der Fridericiana. Stationen in der Geschichte der Universität Karlsruhe (TH) von der Gründung 1825 bis zum Jahr 2000, hrsg. von Günther Grünthal, Klaus Nippert und Peter Steinbach (Veröffentlichungen aus dem Universitätsarchiv Karlsruhe 1), Karlsruhe 2007.
Hollerbach, Alexander, Jurisprudenz in Freiburg. Beiträge zur Geschichte der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität (Freiburger rechtswissenschaftliche Abhandlungen 1), Tübingen 2007.
Honoré, Tony, Fritz Pringsheim (1882–1967), in: Beatson, Jack/Zimmermann, Reinhard (Eds.), Jurists uprooted: German-speaking émigré lawyers in twentieth-century Britain, Oxford 2005, p. 205–232.
Hoschander, Albrecht, Umbra Vitae. Zum 10. Todestage Eugen Täublers, in: Ruperto-Carola 15 (1963), S. 121–126.
Hotz, Joachim, Kleine Geschichte der Universität Fridericiana Karlsruhe (Technische Hochschule), Karlsruhe 1975.
Jung, Florian, Das Mathematische Institut der Universität Heidelberg im Dritten Reich, Staatsexamensarbeit, Univ. Heidelberg, 1999.
Klibansky, Raymond, Erinnerung an ein Jahrhundert. Gespräche mit Georges Leroux, Frankfurt a. M./Leipzig 2001 [Franz. Originaltitel: Le philosophe et la mémoire du siècle, Paris 1998.].
Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, Jg. 1–, Berlin 1925–.
Kuhn, Werner, Georg Bredig (1868–1944), in: Chemische Berichte 95 (1962), S. 47–63.
Kunkel, Wolfgang, Ernst Levy zum Gedächtnis, in: Zeitschrift der Savigny-Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung, Bd. 99 (1969), S. 13–22.
Levy, Ernst, Gesammelte Schriften zu seinem achtzigsten Geburtstag, 2 Bde., Köln u.a. 1963.

Mathematische Abhandlungen Heinrich Liebmann zum 60. Geburtstag am 22. Oktober 1934, gewidmet von Freunden und Schülern (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Jg. 1934, 8.–17. Abh.), Heidelberg 1934.

Mußgnug, Dorothee, Die vertriebenen Heidelberger Dozenten. Zur Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität nach 1933 (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, NF, Bd. 2), Heidelberg 1988.

Dies. (Hrsg.), Ernst Levy und Wolfgang Kunkel – Briefwechsel 1922–1968 (Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Bd. 34), Heidelberg 2005.

Nachmansohn, David/Ochoa, Severo/Lipmann, Fritz, Otto Meyerhof – Biographical Memoirs of the National Academy of Sciences of the USA, Bd. 34 (1960), S. 152–182.

Neubauer, Alfred, "You, a man of high intelligence...". Über den Antisemitismus des Alfred Stock, in: Aus Wissenschaftsgeschichte und –theorie. Hubert Laitko zum 70. Geburtstag überreicht von Freunden, Kollegen und Schülern, hrsg. von Horst Kant und Annette Vogt, Berlin 2005, S. 277–289.

Neue Deutsche Biographie (NDB), hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1–, Berlin 1953–.

Pfannenstiel, Max, Zum Gedächtnis an Wilhelm Salomon-Calvi, in: Ruperto-Carola 23 (1957), S. 165–168.

Poggendorff, Johann C., Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, unter Mitwirkung der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, Göttingen, Heidelberg, München und Wien hrsg. von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, bisher ersch. 7 Bde. in zwei Reihen, Leipzig 1863–.

Pringsheim, Fritz, Gesammelte Abhandlungen, 2 Bde., Heidelberg 1961.

Remy, Steven P., The Heidelberg Myth: the Nazification and Denazification of a German University, Cambridge 2002.

Schaefer, Hans, Gedenken an Hermann Ranke, in: Ruperto-Carola 5 (1953), S. 95.

Scharbaum, Heike, Zwischen zwei Welten. Wissenschaft und Lebenswelt am Beispiel des deutsch-jüdischen Historikers Eugen Täubler (1879–1953) (Münsteraner judaistische Studien 8), Münster/Hamburg 2000.

Schüring, Michael, Minervas verstoßene Kinder. Vertriebene Wissenschaftler und die Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft (Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus 13), Göttingen 2006; teilw. zugl. Diss. phil., Humboldt-Univ. Berlin, 2003 u. d. T.: Minervas verstoßene Kinder. Vertreibung, Entschädigung und die Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft.

Schweiger, Hans-Georg, Otto Meyerhof, in: Semper apertus 3 (1985), S. 357–373.

Seebaß, Gottfried, Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Geschichte und wissenschaftlicher Auftrag, Sonderdruck, Heidelberg 2007.

Siegmund-Schultze, Reinhard, Mathematiker auf der Flucht vor Hitler. Quellen und Studien zur Emigration einer Wissenschaft (Dokumente zur Geschichte der Mathematik 10), Wiesbaden u.a. 1999.

Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jahreshefte 1920–1934/35, Heidelberg 1920–1935.
Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jahreshefte 1936–1942, Heidelberg 1936–1942.
Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jahreshefte 1943–1955, Heidelberg 1959.
Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jahresheft 1959/60, Heidelberg 1960.
Stern-Täubler, Selma, Eugen Täubler und die Wissenschaft des Judentums, Cincinnati 1957.
Stippich, Katrin, Prof. Dr. Friedrich Brie. Leben und Werk an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Univ. Freiburg i. Br., Zulassungsarbeit, 2009.
Terres, Ernst, Geschichtlicher Rückblick zum 125jährigen Jubiläum der Technischen Hochschule Karlsruhe, in: Baden. Südwestdeutsche Rundschau für Kultur und Wirtschaft. Festausgabe zum Jubiläum der Technischen Hochschule Karlsruhe, Karlsruhe 1950, S. 2–12.
Tetzlaff, Walter, 2000 Kurzbiographien bedeutender deutscher Juden des 20. Jahrhunderts, Lindhorst 1982.
Vézina, Birgit, Die Gleichschaltung der Universität Heidelberg im Zuge der nationalsozialistischen Machtergreifung (Heidelberger Rechtswissenschaftliche Abhandlungen, NF 32), Heidelberg 1932; zugl. Diss. iur., Univ. Heidelberg, 1982.
Wehefritz, Valentin, Pionier der Physikalischen Chemie: Prof. Dr. phil. Dr. med. h. c. Dr. sc. techn. h. c. Georg Bredig (1868–1944). Ein deutsches Gelehrtenschicksal im 20. Jahrhundert (Universität im Exil 3), Dortmund 1998.
Wennemuth, Udo, Mitgliederverzeichnis der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Sonderdruck, Heidelberg 1992.
Ders., Wissenschaftsorganisation und Wissenschaftsförderung in Baden. Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1909–1949 (Supplemente zu den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Bd. 8), Heidelberg 1994; zugl. Diss. phil., Univ. Heidelberg, 1991/92.
Werner, Josef, Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 9), 2. Aufl., Karlsruhe 1990.
West, Stephanie, Eduard Fraenkel in Oxford, in: Włodzimierz Appel (Hrsg.), Magistri et discipuli. Kapitel zur Geschichte der Altertumswissenschaften im 20. Jahrhundert (Xenia Toruniensia 7), Torun 2002, S. 51–70.
Wilhelm Salomon-Calvi zum 65. Geburtstage, gewidmet von seinen Schülern (Geologische Rundschau 23a, Sonderbd.), Berlin 1933.
Wilpert, Paul, Ernst Hoffmann†, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 7/2 (1953), S. 265–275.
Wininger, Salomon, Grosse Jüdische National-Biographie, 6 Bde., Cernauti 1925–1931 [Repr. Nendeln 1979].

Wirbelauer, Eckhard, Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920–1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, München 2006.
Wurm, Adolf, Wilhelm Salomon-Calvi, in: Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Bd. 102, 1950, S. 141–146.

## *Abbildungsverzeichnis*

Bilderdatenbank des Universitätsarchivs Heidelberg (Abb. S. 3, 29, 35, 41, 47, 59, 65, 73, 79).
Privatsammlung Dr. Hartmut Brie, Müllheim (Abb. S. 11).
Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Sammlung Voit (Abb. S. 17).
Universitätsarchiv Freiburg i. Br., Best. D 13 – Nr. 368 (Abb. S. 53).
Universitätsarchiv Karlsruhe, Best.-Nr. 10001 (Polytechnische Schule und Technische Hochschule Karlsruhe), Sign. 2435 (Abb. S. 23).

Aus Anlass ihres einhundertjährigen Bestehens erinnert die Heidelberger Akademie der Wissenschaften an die dreizehn Mitglieder, die während des Dritten Reichs ihre Gemeinschaft verlassen mussten – durch Ausschluss oder erzwungenen Austritt. In den knappen biographischen Skizzen, denen jeweils ein Bild beigegeben ist, werden Lebensweg und Schicksal der Betroffenen nachgezeichnet.

ISBN 978-3-8253-5618-7